Germanien

Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte

Inhaltsverzeichnis.

Germanien

Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte

Herausgeber: Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Sitz Detmold, Bandelstraße 7

Für den Inhalt der Beiträge stehen die Verfasser ein

4. Folge — Bielefeld, Maimond 1932 — Heft 1

„In den Wissenschaften scheint auf eine besondere Weise der Egoismus der Menschen angeregt zu werden; und wenn dieser einmal in Bewegung gesetzt ist, so pflegen sehr bald alle Schwächen des Charakters zum Vorschein zu kommen."
(Eckermann)

„Die Fragen der Wissenschaft sind sehr häufig Fragen der Existenz. Eine einzige Entdeckung kann einen Mann berühmt machen und sein bürgerliches Glück begründen. Deshalb herrscht auch in den Wissenschaften diese große Strenge und dieses Festhalten und diese Eifersucht auf das Aperçü eines anderen . . ." (Goethe)

*　*
*

Rundluke gegen Sonnen-Aufgang.

Von Edmund Weber.

Leopold Freiherr v. Ledebur, „Direktor der Kgl. Kunstkammer und des Museums vaterländischer Alterthümer", gab 1852 in Berlin ein Büchlein heraus mit dem Titel: „Die heidnischen Alterthümer des Regierungsbezirks Potsdam." Darin bringt er unter dem Stichwort Jüterbogk auf S. 68 folgende Mitteilung: „Als der Platz, wo die Verehrung des Götzen Jutrebog stattgefunden haben soll, wird der sog. Tanzberg am Neumarkt angesehen. Bis zur Zeit der Reformation sind noch Ruinen eines Gebäudes dort zu sehen gewesen, welches man für den alten Tempel dieses Götzen gehalten hat. Hannemann giebt in seiner Jubelpredigt (Wittenberg 1619) folgende Auskunft: das uralte Templein, welches ungefähr nur vor vierzig und etlichen Jahren eingerissen worden, darinnen der heidnische Götzendienst der Wendischen Morgengöttin soll sein geleistet worden, — — ist in der Länge, Breite und Höhe bis an das Dach recht viereckigt von Mauersteinen aufgeführt gewesen, hat oben ein Kreuzgewölbe und darüber ein viereckigt zugespitztes Dach von hellen Steinen gehabt. Die Thür oder Eingang von abendwärts ist niedrig gewesen, also daß man im Eingehen sich etwas bücken müssen. Es hat auch keine Fenster gehabt,

sondern nur ein *rundes* Loch. — — Also hab' ich's von mehr Personen, die noch am Leben sind, beschreiben hören." (Brandt, Kurze Geschichte der Stadt Jüterbogk 1840, S. 2.) Die durch — — angedeuteten Auslassungen lauten: „mit einem starken eisernen Gitter verwahrt, *gegen Morgen*, und *zwar genau gegen Sonnenaufgang zur Nachtgleiche*, so groß wie der Boden einer Tonne, daß das Licht hat hineingehen können."

Daß Ledebur als eine wissenschaftlich einwandfreie Quelle gilt, geht daraus hervor, daß R. Bergau in seinem „Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler in der Provinz Brandenburg" (Berlin 1885) sowie die von Fachleuten herausgegebene „Landeskunde der Provinz Brandenburg" (Berlin 1910), Bd. III, S. 213, dieses Zeugnis erwähnen. Ob das Gebäude von Wenden erbaut worden war oder bereits aus vorwendischer Zeit stammte, darüber sagen die Berichte natürlich nichts. Ganz ausgeschlossen ist es nicht, daß die *Wenden den Bau nur von den Germanen übernommen* hatten; denn sie haben auch sonst alte germanische Heiligtümer sich nutzbar gemacht. Leider sagen die Berichte auch nichts darüber, mit welchem Bindemittel die Steine zusammengefügt waren. Indessen bietet Ledebur auf S. 70 eine Angabe, die in diesem Zusammenhang erwähnt zu werden verdient: „Auf dem Mühlberge, unweit der sog. Tränke, fand ums Jahr 1820 der Müller Schönicke eine aus Feldsteinen und Lehm bestehende, zusammengestürzte *Wölbung*. Heffter (S. 12/13) vermuthet, obwohl Urnenscherben und altes Gerät nicht gefunden wurden, ein altes Teutonengrab (?)." Ein aus Feldsteinen mit Lehm als Bindemittel hergestelltes Gewölbe — das klingt durchaus glaubwürdig.

Wer einmal die mit einem falschen Gewölbe abgeschlossene Grabkammer des sog. *Königsgrabes von Seddin* in der Prignitz gesehen hat, dessen Errichtung um 1000 v. Chr. angesetzt wird, der muß den Germanen eine nicht geringe Geschicklichkeit in der Ausnutzung der Findlingsblöcke und Feldsteine ihrer Heimat zubilligen. Als die Grabkammer geöffnet wurde, war die Innenseite mit *Lehm* abgeputzt und die gut geglättete Lehmschicht farbig bemalt. Das verstand man schon ums Jahr 1000 vor u. Z. in Brandenburg. Es lag ja auch für die Germanen so nahe, den Lehm *als Bindemittel* zu benutzen, da sie ihn zu ihren Fachwerk-Lehmbauten dauernd verwendeten. Gustav *Neckel* hat denn auch in seiner scharfsinnigen Art bei der Besprechung von Teudts „Germanischen Heiligtümern" in der D. L. Z. darauf hingewiesen, daß zwischen Lehm und Leim ein sprachlicher Zusammenhang besteht, der offenbart, daß die Germanen in früher Zeit den Lehm als Bindemittel gebraucht haben. Lehm ist aber mehr ein Fugenfüllsel als ein Kitt. Da Leim fest verbinden soll, so vermute ich, daß die Germanen dem Lehm durch Zusätze eine Bindekraft gegeben haben werden, die ihn in eine Art Zement verwandelt haben dürfte.

Als Wißmann mit den aufständischen Arabern in Deutsch-Ostafrika zu kämpfen hatte, verteidigten sich letztere mehrfach in Dörfern, die ganz festungsartig waren. Sie hatten Mauern aus Lehm oder Ton, die so hart und fest waren, daß Mauserkugeln sie nicht zu durchschlagen vermochten. Diese Mauern, die auch dem Tropenregen trotzten, bestanden aus Lehm oder Ton, dem Rinderblut und Kuhdung beigemischt worden waren. Ob man auf ähnliche Weise eine Art *Zement schon in Altdeutschland* zu bereiten verstanden hat, läßt sich einstweilen nicht beweisen, aber als immerhin *möglich* darf es bezeichnet werden. Unsere Volkskundler werden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie in Zukunft auch dieser Frage ihre Beachtung schenken. Als ich 1913 im Thüringer Walde wanderte, fielen mir in den Dörfern ohne Mörtel hergestellte „*Futtermauern*" an den Wegeseiten

auf, bei denen mit großer Geschicklichkeit aus unbehauenen Steinen, manchmal unter Einbeziehung geborstener Mühlsteine, ziemlich glatte und oben ebene Mauern gebildet worden waren. Ebenso zeigte mir eine Jenaerin eine Grube bei einem Neubau, in der nach ihrer Angabe Lehm und Mergel zusammengerührt worden seien, um billige Zwischenwände zu ermöglichen. Es sei an alle *Gesinnungsfreunde, die Zuverlässiges über solche landesüblichen Verfahren mitteilen können, die Bitte gerichtet, dem Verfasser Angaben zu machen*[1]).

Solche Beobachtungen heimischer Bräuche sind deshalb so wichtig, weil sie Licht in Mitteilungen bringen könnten, die der bereits genannte *Ledebur* überliefert hat. Zu „Dallmin" (West-Priegnitz) führt er an: „Im Jahre 1736 wurden hier beim Sandfahren einige *aus Feldsteinen gemauerte* Gräber entdeckt. In einer der Urnen lag ein goldner Spiralring von zwei Gewinden." Dieser Ring (wuntane bauga im Hildebrandslied, beáh und beág im Beowulf) erweist, daß das betreffende Grab in die Völkerwanderungszeit gehört, also von Germanen hergestellt war. Unter dem Stichwort „Groß-Welle" (südöstlich von Perleberg, Ost-Priegnitz) berichtet Ledebur: „In dem Pfarrgarten befindet sich eine Anhöhe, welche ‚der Burgwall' genannt wird, auf dem vor 60 Jahren noch ein *thurmähnliches Gebäude* gestanden haben soll. Bei der Anlegung der Steinbrücke zu der Kunststraße, die in der Nähe vorbeiführt, sind Hügel mit Steinkreisen, in welchen Urnen lagen, gefunden worden." Auch hier deutet der Befund auf die Germanenzeit. Unter dem Stichwort „Suckow" (nordwestlich von Puttlitz) gibt Ledebur an: „Etwa 2000 Schritt nordöstlich vom Dorfe ward eines der zahlreich hier vorhandenen *Kegelgräber* für landwirtschaftliche Zwecke abgetragen. Es zeigte sich ein Grab von 30' Länge, 20' Breite und 8' Höhe; darin ein *Steingewölbe* von 8' Länge und Breite und 3' Höhe. Unter demselben ein bronzenes Schwert und ein Doppelknopf von Bronze." Die Bronzesachen weisen das Grab in die altgermanische Zeit. Es hatte offenbar einen quadratischen Grundriß wie das Jüterbogker „Templein". Ob das Gewölbe ein falsches oder echtes war, ist leider nicht mehr feststellbar. Immer wieder muß man bedauern, daß diese Ausgrabungen nicht unsern heutigen Fachleuten vorbehalten geblieben sind. Bei dem Orte „Glambeck" (im Ruppinschen Kreis) führt Ledebur an: „Südlich von dem Dorfe, ganz nahe demselben, befand sich noch ums Jahr 1830 ein ziemlich großer Sandhügel, der *Heidenberg* genannt. Dieser wurde abgefahren, und man will darin *Mauerwerk von Feldsteinen* und vielen Urnen gefunden haben mit Asche und gebrannten Knochen angefüllt." Auch diese Anlage gehört der Brandasche wegen zweifellos in die germanische Zeit. Bei „Görne" (West-Havelland) heißt es: „Am Fuße des sog. *Haineberges* (!) sollen vor ungefähr 50 Jahren die *Fundamente* eines alten heidnischen Tempels entdeckt worden, jedoch zum Neubau eines Hauses verwendet sein. Urnen und vielerlei Geräthschaften, die man hier aufgefunden hat, mögen wohl als Opferapparate anerkannt sein und deshalb zur Vermutung eines Tempels geführt haben." Bei Klein-Lüben (westlich von Wilsnack) führt Ledebur an: „Urnen sind früher oft auf den Ackerstücken nahe dem Dorfe ausgepflügt worden. Es war auch ein Burgwall früher hier vorhanden; in demselben fand man *Mauerwerk von Feldsteinen*."

Alle diese Angaben legen den Schluß nahe, daß die Germanen der Mark, die schwäbischen Semnonen und die Langobarden (Altmark und Priegnitz), bereits in der Bronze- und ebenso in der Eisenzeit im Bedarfsfalle die Feldsteine ihrer Heimat zu Mauern und Gewölben ausgenutzt haben. Dann muß ihnen auch die Notwendigkeit

[1]) Studienrat E. Weber, Berlin-Spandau, Roonstr. 16.

eines festeren Bindemittels, als es der einfache Lehm ist, aufgegangen sein. Darum sagt Gustav Neckel in seinem neuen Werk „Die alten Germanen" (Potsdam 1931): „Der germanische Vorläufer des Kalkes als Bindemittel und als Wandbestrich hieß Leim. Die Engländer, die in ihrer Sprache und sonst mehr Altgermanisches bewahrt haben als wir, gebrauchen ihr lime nicht nur für ‚Klebemittel des Tischlers, Buchbinders und Vogelfängers', sondern auch für ‚Kalk', und mit altnordisch lim verhält es sich entsprechend. (Diese sprachliche Tatsache stützt die Erörterungen, die W. Teudt, Germanische Heiligtümer, 2. Aufl., S. 104 ff., über germanisches Bauen anstellt.)"

Ein Blick in das Concise Etymological Dictionary of the English Language by Walter W. Skeat (Oxford 1901) ergibt denn auch folgende Auskunft: Lime, bird-lime (Vogelleim), mortar (Mörtel); M. E. liim viscous substance (Klebemittel); A. S. lim bitumen (Erdpech), cement (Kitt, Mörtel). See Loam (Lehm).

Die märkischen Schwaben sind in der Völkerwanderungszeit nach dem heutigen Württemberg und Baden ausgewandert, wo sie den Gesamtnamen Alamannen führten. Da gibt denn die folgende Mitteilung sehr zu denken:

Der römische Schriftsteller Ammian berichtet XVII, 1—2, aus dem Jahre 357 u. Z.: „Die römischen Truppen legten an sämtliche Häuser im Alamannenlande Feuer — sie waren nach römischer Art mit mehr Sorgfalt als sonst gebaut — und brannten sie nieder." Ammians Aussage ist ja reichlich unbestimmt; vermutlich handelte es sich um Holzbauten auf Steinsockeln, den Vorläufern des Schwarzwaldhauses. „Nach römischer Art„ braucht nicht zu bedeuten, daß die Schwaben den Römern ihre Bauweise abgesehen hätten; der Verfasser der Zeilen gab mit seinen Worten wohl nur seinem Erstaunen Ausdruck, daß die „Barbaren" eine Bauweise übten, die an römische erinnerte. Sie hatten sie wohl schon aus der Mark mitgebracht.

In seinen „Germanischen Heiligtümern", S. 108, brachte Wilhelm Teudt aus einem Flachbild von der Markussäule in Rom die Wiedergabe eines offenkundig germanischen Wohnhauses aus Fachwerk-Ständerbau. An den daneben abgebildeten Rundscheune ersieht man ganz deutlich, daß diese Bauten auf Steinsockeln stehen; die Steine sind mit einem Bindemittel verkittet. Gegen diesen Augenschein hilft kein Deuteln, kein Drehen! Die Markomannen- und Quadenkämpfe tobten zwischen 166—180 u. Z. So zeugt das Flachbild von germanischem „Leimbau" in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr.!

Daß die nach England ausgewanderten Sachsen die Kunst verstanden haben müssen, feste Steinbauten zu errichten, das lehrt der bekannte Brief des Papstes Gregor I. (590—604) an den Abt Melittus von Canterbury: „Saget dem Augustinus (dem Bekehrer der Sachsen in England), zu welcher Überzeugung ich nach langer Betrachtung über die Bekehrung der Engländer gekommen bin: daß man nämlich die heidnischen Tempel des Volkes nicht zerstören soll, sondern nur die Götzenbilder in ihnen; dann soll man diese Tempel mit Weihwasser besprengen, Altäre errichten und Reliquien dort niederlegen. Denn wenn diese Tempel gut gebaut sind, so können sie ganz wohl aus einer Stätte der Dämonen zu Häusern des wahren Gottes umgewandelt werden, so daß, wenn das Volk selbst seine Tempel nicht zerstört sieht, es von Herzen seinen Irrtum ablegt, den wahren Gott anerkennt und anbetet und sich an dem gewohnten Ort nach alter Sitte einfindet." Diese Anordnung des menschenklugen Kirchenfürsten hatte doch nur dann Sinn, wenn sie sich auf steinerne Bauten bezog. Da diese „Heidentempel" nur zur Aufbewahrung der heiligen Sinnbilder und Geräte dienten, so werden sie in ihrer

Größe dem Jüterbogker Bau entsprochen haben und christlichen „Kapellen" ähnlich gewesen sein.

Daß man bei solchen Gebäuden vielleicht auch schon mit Kalk als Mörtel rechnen darf, dafür sei aus Bosworth-Toller: Anglosaxon Dictionary (Oxford) angeführt, was darin über healh (halh) gesagt ist: „healh m. a word of doubtful meaning. Kemble Cod. Dipl. iii XXIX translates it 'hall', probably originally a stone building. In form it agrees with Latin 'calx'." Das bedeutet, daß die englischen Forscher in halh ein mit dem lateinischen Wort calx (Kalk) urverwandtes germanisches Wort (also kein von ihm abgeleitetes Lehnwort) sehen und ihm die Bedeutung „Steinbau" oder „Halle aus Steinen" zuschreiben. Warum sollten die alten Sachsen, in deren Heimat Kalkstein verschiedentlich ansteht, nicht von sich aus gemerkt haben, was geschah, wenn Kalksteine als Herdsteine mit Feuer in Berührung gewesen waren? Da halh mit calx urverwandt ist, läßt sich nichts Stichhaltiges dagegen einwenden, daß die sächsischen Einwanderer Englands die Kunst des Steinbaus bereits aus ihrer alten Heimat mitbrachten.

*

Im Juli 1931 fuhr ich nach Detmold, um mir ein eigenes Urteil über die Grotte und über die „christliche Kapelle", das sog. Sazellum, der Externsteine zu bilden. Ich habe nord- und süddeutsche Steinmetzzeichen und Hausmarken mit eigenen Augen betrachtet und in Büchern studiert und muß sagen: als ich vor der Doppelrune in der Grotte stand, vermochte ich nicht zu begreifen, wie jemand dieses Zeichen als eine „Kritzelei" oder als eine „Hausmarke" oder als ein „Steinmetzzeichen" hat erklären wollen. Schon die eigenartige Herstellung sollte davor warnen! Es ist Loch neben Loch in die Felswand gebohrt, und die Löcher sind durch Schliff verbunden worden. So tief ist die Rille, daß man seinen kleinen Finger hineinlegen kann — und solch ein merkwürdiges, altertümliches Gebilde wollen Wissenschaftler als „Kritzelei" angesprochen wissen?

Eine ebenso beredte Sprache wie die Heilsrune unten in der Grotte spricht oben im „Sazellum" der sog. Ständer! Eine aus dem gewachsenen Felsen gemeißelte, lotrecht zur Rückwand stehende und mit ihm zusammenhängende Steinleiste soll als „christlicher Altar" entworfen und ausgeführt worden sein? Wer soll eine solche Ansicht ernst nehmen? Zu deutlich springt der innere Zusammenhang der Einrichtung mit der Rundluke in die Augen. Als meine Blicke über den Ständer weg durch das Rundloch nach dem gegenüberliegenden Höhenrand schweiften, da fielen mir die Worte Hannemanns ein, die ich oben angeführt habe: „Ein rundes Loch gegen Morgen, so groß wie der Boden einer Tonne." Die Jüterbogker Rundluke diente nach der volkskundlichen Überlieferung einer vorchristlichen Frühjahrsfeier zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche. Für die Sazellum-Rundluke nimmt Teudt die Sommer-Sonnenwende als zweckbestimmend an. Aber daß bei beiden Fällen mehr als ein Zufall waltet, daß vorchristliche Zusammenhänge bestehen, dürfte sich ernstlich nicht bestreiten lassen.

Als Zeugen, daß solche Zusammenhänge bereits vor 100 Jahren von einem anerkannt klaren Denker geahnt und ausgesprochen worden sind, führe ich — im Goethejahr mit doppelter Genugtuung — keinen Geringeren an als Goethe, wobei ich bemerke, daß die Sperrungen von mir stammen. Im Jahre 1824 veröffentlichte Wolfgang v. Goethe einen Aufsatz über die Externsteine, der in der Cottaschen Ausgabe sämtlicher Werke Goethes von K. Goedeke in Bd. XXX, S. 288, unter „Ferneres über Kunst" eingereiht ist. Darin schreibt Goethe:

„An der südwestlichen Grenze der Grafschaft Lippe zieht sich ein langes, waldiges Gebirg hin, der Lippische Wald, sonst auch der Teutoburger Wald genannt, und zwar in der Richtung von Südost nach Südwest; die Gebirgsart ist bunter Sandstein.

An der nordöstlichen Seite gegen das flache Land zu, in der Nähe der Stadt Horn, am Ausgange eines Thales, stehen, abgesondert vom Gebirg, drei bis vier einzelne, senkrecht in die Höhe strebende Felsen; ein Umstand, der bei genannter Gebirgsart nicht selten ist. Ihre ausgezeichnete Merkwürdigkeit erregte von den frühesten Zeiten Ehrfurcht; sie mochten dem heidnischen Gottesdienst gewidmet sein und wurden sodann dem christlichen geweiht. Der kompakte, aber leicht zu bearbeitende Stein gab Gelegenheit, Einsiedeleien und Kapellen auszuhöhlen; die Feinheit des Korns erlaubte sogar, Bildwerke darin zu arbeiten. An dem ersten und größten dieser Steine ist die Abnahme Christi vom Kreuz, in Lebensgröße, halberhaben, in die Felswand eingemeißelt."

S. 290: „Ein den Leichnam herablassender Teilnehmer scheint auf einen niedrigen Baum getreten zu sein, der sich durch die Schwere des Mannes umbog, wodurch denn die immer unangenehme Leiter vermieden ist."

„Nun aber zum Schluß werd ich erinnert, daß ähnliche Abbildungen in den Mithratafeln zu sehen seien, weshalb ich . . . die Tafeln XIX und XX zu Heinrich Seels Mithrageheimnissen, Aarau 1823, noch anführe."

Darum: wer Augen hat zu sehen, der sehe!

Der Stamm der Thoringe.

Von Hermann Albert Prietze.

Zu welchem deutschen Stammesgebiet gehört das Land östlich des Harzes? Eine merkwürdige Frage, die wohl noch nicht allzuoft gestellt, sicher aber bisher noch von niemand genau beantwortet ist, wenigstens nicht in dem Sinne rassemäßiger Bestimmtheit. Es handelt sich bei meiner Frage nicht um die Herausforderung allgemeiner und unbestimmter Antworten, wie die Begriffe Niedersachsen oder Ostsachsen wären. Das sind Begriffe, die vielerlei Stämme umfassen und keine bestimmte Abgrenzung gestatten. Es handelt sich vielmehr um die Frage der Abstammung, insofern diese sich durch Gleichartigkeit der äußeren und inneren Erscheinung der Bewohner einer Landschaft bekundet.

„Ja, gibt es denn so etwas überhaupt noch in Deutschland?" wird mancher Leser erstaunt und ungläubig fragen. Freilich überall! Nur die amtlich bestellte Rassenkunde weiß nichts davon. Für diese ist das deutsche Volk immer noch ein unbestimmbares Gemisch von nordischen, ostischen, westischen, dinarischen und anderen theoretischen Rassen. Davon, daß das deutsche Volk sich aus lauter klar unterscheidbaren, in sich gleichartigen Stämmen mit meist sehr scharfen Gebietsgrenzen zusammensetzt, will sie nichts wissen. Meinen seit zwölf Jahren vorgebrachten Hinweisen und Beweisen setzt sie ein schlecht angebrachtes Besserwissen entgegen. Aber was jedes offene Auge erkennen kann, wenn ihm nur durch Reisen und Wanderungen genügend Gelegenheit gegeben wird, das wird ja schließlich wohl auch die Wissenschaft zugeben müssen.

Doch zur Sache! Der Fernherkommende, der noch nicht ahnt, welche Art von Menschen er im Ostharzland antreffen werde, und vielleicht wegen der Nähe ehemals slavischer Gebiete eine „ostischgemischte" Bevölkerung erwartet, wird sich freuen, nur Menschen von reinstem germanischen Aussehen zu finden. Hohe, rüstige, meist etwas hagere Gestalten, lichtes Haar und Auge, einen prachtvollen hochgewölbten Schädel, die Männer mit markigen Gesichtszügen, starker Nase, kräftigem, wenn auch spitzem Kinn, die Frauen auffallend durch die hohe Stirn, die äußerst zart umzogenen Augen, das feine längliche Oval des Gesichts und den wundervollen schlanken Hals, die Kinder frisch und klug aussehend. Alles wird ihn zu dem Bekenntnis zwingen, daß hier ein germanischer Stamm von besonders charaktervoller Art gegeben ist. Wer bereits in dieser Beziehung zu sehen gelernt hat, dem wird es eine Freude sein, Vergleiche mit anderen deutschen Stämmen zu ziehen, die auch in ihrer Art etwas bedeuten, und dabei sich bewußt zu werden, wieviel Abwandelungen in dem allgemeinen deutschen Gestaltbild möglich sind.

Wollen wir nun weiteres von dem so beschriebenen Stamm aussagen, so müssen wir zunächst wissen, wie weit sich sein Gebiet ausdehnt. Das will erwandert sein; denn kein Buch sagt bisher etwas darüber, es sei denn, daß sich jemand der Karte erinnert, die ich meinem „Geheimnis der deutschen Ortsnamen" beigegeben habe[1]). Hier folgt ein Ausschnitt aus dieser erwanderten Karte. Zwar hat sie noch manche Lücken, aber fürs erste kann sie wohl genügen.

Bemerkenswert ist, was mich seinerzeit selbst überraschte, daß das Stammesgebiet eine so große Erstreckung in nord-südlicher Richtung besitzt. Von Öbisfelde im Norden, wo der Stamm an die deutlich verschiedenen Altmärker angrenzt, bis nach Saalfeld und Blankenburg am Thüringer Wald, wo ich glaube, die südlichste Grenze des geschlossenen Siedlungsgebietes angetroffen zu haben, beträgt die Entfernung fast 200 Kilometer. Kein anderes deutsches Stammesgebiet hat eine solche Ausdehnung, selbst nicht das Gebiet des westfälischen Kernstammes (Bructerer), wenn sich dessen Gebiet auch mehr in die Breite dehnt. Für den südlichsten Teil des Gebietes kann ich mich auch auf die selbständigen und mit den meinigen trotzdem übereinstimmenden Beobachtungen von Herrn Lehrer Talsch in Paulinzella stützen, der das Gebiet nach allen Richtungen hin durchwandert und mir wertvolle Mitteilungen gemacht hat. Eine Bestätigung, daß sich das Stammesgebiet tatsächlich mindestens bis Blankenburg und, wie Herr Talsch berichtete, bis Ilmenau erstreckt, erfuhr ich neuerdings im vergangenen Herbst (1931), als ich in Sonneberg, also noch jenseits der Berge, zahlreiche Gestalten beobachten konnte, die unserem Stamm angehörten.

Die Begrenzung im Norden ist von Natur bedingt durch das große Waldgebiet der Letzlinger Heide und den Drömling. Öbisfelde ist Grenzort mit überwiegend altmärkischer Bevölkerung. Östlich von Öbisfelde bis hart westlich von Königslutter schein ein alter zusammenhängender Grenzwald (Grevenloh?) durch spätere Besiedlung aufgelöst zu sein. Dann geht die Grenze über den Kamm des Elm und wendet sich bei Sambleben wieder nach Westen. Schöppenstedt liegt innerhalb des Stammesgebietes, und es ist äußerst beachtenswert (besonders auch für Anthropologen!), daß auf dieser Strecke, die durch keine natürliche Grenze geführt wird, die Bevölkerung trotzdem nördlich und südlich davon sich scharf unterscheidet. Der weitere Verlauf bis zur Oker ist von mir noch nicht erforscht, jedenfalls aber ist Bienenburg wieder ein Grenzort. Dann folgt die Grenze dem ganzen Ostrand des Harzes, und umbiegend erreicht sie Sangerhausen, das innerhalb liegt wie Kelbra am Kyffhäuser außerhalb.

[1]) „Das Geheimnis der deutschen Ortsnamen" von H. A. Prietze, Verlag Gebr. Hartmann in Hannover-Linden.

Von hier habe ich vorläufig die Grenze genau nord-südlich gezogen, westlich an Weimar vorbei und dann auf Ilmenau hin. Es ist möglich, und Herr Talsch behauptet es sogar bestimmt, daß das Stammesgebiet an der Unstrut noch weiter nach Westen ausbiegt. Der Engelgau gehört höchstwahrscheinlich dazu. Andererseits scheint das Gebiet um Eckartsberga, das erst im Mittelalter gerodet und besiedelt wurde, auch Menschen anderen Stammes zu beherbergen. Eine Dorfschule aus jener Gegend, die ich einmal in Weimar traf, ist allerdings der einzige Anhalt, den ich für diese Vermutung besitze. Die Ostgrenze wird nördlich von Magdeburg durch die Elbe gebildet. Dann fehlt wieder ein Stück in meiner Beobachtung bis zur Saale bei Bernburg, es wird sich leicht ergänzen lassen. Weniger scharf wird dann der Rest der Grenze festzustellen sein, weil hier das Kolonialland gegen die Slaven beginnt, das wahrscheinlich auch viele Siedler aus dem westlichen Thüringen und anderen deutschen Gegenden aufgenommen hat.

Ich stelle also noch einmal fest, daß die Bevölkerung in diesem ganzen Gebiet nicht die geringsten Unterschiede zeigt, die auf verschiedenes Stammestum gewertet werden könnten. Ich habe nichts davon gesehen, daß etwa in der Mitte des Gebietes der Name Schwabengau durch anderes Blut der Bevölkerung gerechtfertigt wäre, auch von slavischen Einsprengungen habe ich nichts gesehen. Mag sein, daß sie früher einmal vorhanden gewesen sind, aber dann sind sie restlos durch die stärkere germanische Art aufgesogen worden, wie dies nachweislich in der Gegend südöstlich Lüneburg der Fall ist, wo die heutigen Wenden auf einen kleinen Bezirk bei Lüchow zusammengedrängt worden sind.

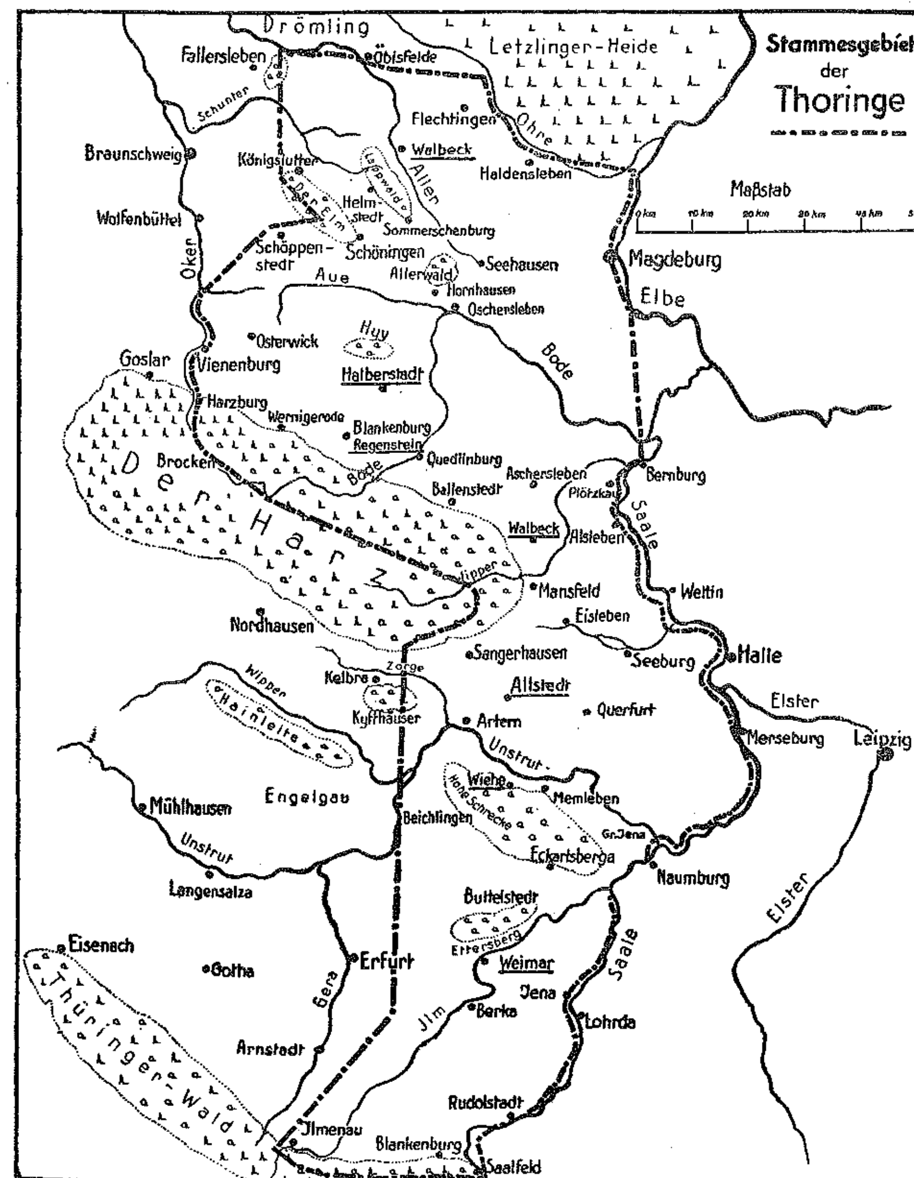
Es muß auffallen, daß das umschriebene Gebiet sowohl niederdeutsches wie thüringisches Sprachgebiet umfaßt. Es ist ja aber bekannt, daß die Grenze zwischen den beiden Sprachgebieten nach Norden wandert. Noch im Mittelalter reichte das niederdeutsche Gebiet bis an die Unstrut. In Merseburg hat man noch niederdeutsche Hausinschriften gefunden. Die heutige Sprachgrenze kann also für das Stammestum nicht in Betracht gezogen werden, wie man überhaupt sehr vorsichtig sein muß, wenn man aus der Mundart weitgehende Schlüsse auf Geschichte und Stammeskunde ziehen will. Unveränderlich ist dagegen die leibliche Gestalt, und Grenzverschiebungen zwischen natürlichen Stammesgebieten sind in Deutschland äußerst selten nachzuweisen. Zum Beweis nur eins: Die Stadt Ulm in Württemberg liegt auf der Grenze zweier Stammesgebiete. In ihren Straßen kann man die Oberschwaben mit dem milden rundlichen Gesicht neben den Schwaben der Alb mit den schmalen scharfen Zügen einhergehen sehen. Genau die gleiche Mischung muß aber schon vor 500 Jahren vorhanden gewesen sein, denn wir begegnen ihr sowohl auf den Bildern der Zunftladen im Museum wie in den Bildschnitzereien am Chorgestühl des Domes, die mit scharfer Beobachtung nach dem Leben gestaltet sind. Es hat sich also trotz der nahen Berührung der beiden Stämme kein eigentlicher Mischtyp herausgebildet, sondern die Grenzen stoßen nach wie vor hart und unvermittelt aufeinander. Dies und vieles andere, was hier des Raumes wegen nicht erwähnt werden kann, gibt uns das Recht, aus dem gegenwärtigen Befund der Stammesgrenzen Schlüsse auf die Vorzeit zu ziehen, wie sie mit solcher Sicherheit keine andere Urkunde erlaubt. Nur die Schädelfunde aus Gräbern könnten, wenn sie zahlreich genug wären, eine Berichtigung dieser Schlüsse nötig machen. Soweit ich die Funde im prähistorischen Museum in Halle kenne, bringen sie aber nur eine Bestätigung des Gesagten.

Die Größe des umschriebenen Gebietes, nicht zum mindesten auch die große Fruchtbarkeit fast in allen Teilen des Landes weisen auf die ausgeprägte politische

Bedeutung und kriegerische Kraft unseres Stammes in einer Zeit hin, wo er sich noch seines Blutes bewußt war. Es ist geradezu unmöglich, daß ein derartig begünstigter Stamm nicht tiefe Spuren in der Geschichte zurückgelassen haben sollte. Wenn man nun die alten Urkunden daraufhin durchsieht, wird man von selbst darauf geführt, in unserem Stamm den Kernstamm des alten Thüringerreiches zu sehen, das zur Zeit Theoderichs des Großen europäische Bedeutung hatte. Im heutigen Thüringen gibt es nämlich keine natürlichen Stämme, die sich an Umfang ihres Gebietes auch nur im entferntesten mit unserem Stamm messen könnten. Es kämen hier neben ein paar Splittern nur der westthüringische Stamm um Erfurt, Gotha und Eisenach und der Nordhäuser-Mühlhäuser Stamm in Betracht, der schon besser zum Eichsfeld gerechnet wird. Ein Blick auf die Karte überzeugt, daß diese kleinen Gebiete keine Stämme von großer politischer Macht erzeugt haben können, geschweige denn, daß sie den viel größeren östlichen Nachbar unter ihre Botmäßigkeit gezwungen hätten. An der Werra, von Witzenhausen bis Salzungen, begegnen wir dann schon einem hessischen Stamm, der mit dem Thüringer Reich überhaupt nichts zu tun hat. Die Vorherrschaft des östlichen Stammes wird überdies durch den Befund der Ortsnamen bewiesen, denn die auf leben und stedt endigenden Namen haben ihren Ursprung ganz offenbar in unserem Stammesland und sind von dort nicht nur nach dem westlichen Thüringen, sondern noch darüber hinaus nach Südwesten und Süden verbreitet worden.

Damit ist nun gesagt, daß auch der Name des Thüringer Reiches nicht von Westen her entlehnt sein kann. Die schon aus sprachlichen Gründen oft bezweifelten Zusammenhänge zwischen Hermunduren und Thüringern sind auch sachlich unmöglich. Die Hermunduren grenzten zur Zeit des Tacitus an die Donau, wo sie bis nach Augsburg Handel trieben, während nach demselben Schriftsteller unser Stamm mit den Chauken im Norden zusammenhing. Tacitus sagt nämlich vom Stamm der Chauken, daß sein Gebiet bei den Friesen beginne, einen Teil der Meeresküste einnähme und dann im Bogen bis an das Land der Chatten sich erstrecke, einen ungeheuren Flächenraum einnehmend.

Wie die Chauken mit den Hessen in Grenzberührung hätten kommen sollen, da doch das Land der Bructerer, Engern und Cherusker zwischen beiden lag, wollte den Forschern bisher nicht einleuchten, und man war stets geneigt, hierin einen Irrtum des Schriftstellers anzunehmen. Tacitus wird aber auch in diesem Falle wieder vollkommen gerechtfertigt. Man braucht nämlich nur unseren Stamm als einen Teil des Chaukenverbandes aufzufassen, und alle Schwierigkeiten sind aus dem Weg geräumt. Daß die Wurzeln unseres Stammes in dem Teil Deutschlands liegen, der von je unbestritten als Chaukenland bezeichnet worden ist, beweist Überlieferung und Ortsnamenkunde; daß er anderseits bei der Werra mit den Hessen grenzte, ist aus unseren Ausführungen schon klar geworden. Ein weiterer Beweis ist die Angabe des römischen Schriftstellers über die Volkskraft der Chauken, die jedem übertrieben vorkommen müßte, wenn man das Gebiet der Chauken auf die Moore und Heiden des nördlichen Hannovers beschränken wollte. Wenn Tacitus sagt: „Einen so ungeheuren Flächenraum nehmen die Chauken nicht bloß ein, sondern füllen ihn auch aus", und wenn er sich dann kaum genug tun kann in bewundernder Anerkennung der Macht und Kriegstüchtigkeit dieser Chauken, so kann in diese Beschreibung nur Sinn kommen, wenn man das Land östlich und südlich des Harzes mit seiner stets dichten Bevölkerung zu den nördlichen Moor- und Heidegebieten hinzurechnet. Schließlich müßte es, wenn diese unsere Annahme nicht richtig sei, doch wohl noch erklärt werden, wie es möglich wäre, daß gerade



die Bevölkerung unseres Stammesgebietes in der Aufzählung des Tacitus hätte vergessen werden können, denn sie läßt sich sonst mit keinem der genannten Volksstämme in Beziehung bringen[1]).

Der Name Chauken, der noch lange als H u g e n fortlebt, ist ganz offenbar nur wie der spätere Sachsenname der Name eines Verbandes von mehreren Stämmen. Der eigentliche Name unseres Stammes wird von Tacitus leider nicht genannt, doch alle Anzeichen deuten darauf hin, daß er sich selbst als T h o r i n g e, das ist Thorssöhne, bezeichnete. Der nördlichste Teil seines Gebietes wird um 900 n. Chr. noch N o r d t h o r i n g g a u genannt. Auch als Eigenname eines Prinzen des alten Thüringerreiches kommt der Name Thoring urkundlich vor. Wie der nordische Gott Thor nach Mitteldeutschland kommen kann, ist leicht erklärt. Das von Karl dem Großen aufgezeichnete Gesetzbuch der Thoringe wird genannt: Lex Thoringorum, id est Angliorum et Warinorum. Also werden die Thoringe mit den A n g e l n und W a r n e n gleichgesetzt, deren Heimat das nördliche Schleswig-Holstein ist. Der Wanderweg läßt sich noch genau verfolgen; er ging über das Land H a d e l n, wo nach Widukind von Korvey die Thoringe zeitweise gesessen haben, durch die Altmark, wo sie durch einen Rest von Ortsnamen bezeugt werden, in ihre jetzige Heimat. Also werden sie den Namen ihres Gottes aus dem Norden mitgebracht haben, wo man jetzt noch Namen wie T h o r s h o i findet. Daß sie sich als Thoringe im Gegensatz zu den Wodan verehrenden Nachbarstämmen bezeichneten, ist fast selbstverständlich. Übrigens glaube ich nicht, daß es sich bei den Angeln und Warnen um zwei verschiedene Stämme gehandelt hat, sondern sehe in den beiden Namen nur eine verschiedene Bezeichnung des gleichen Stammes. Warnen wird etwa dasselbe wie „freier Mann, Kriger“ bedeutet haben, und es ist in diesem Zusammenhang sehr zu bemerken, daß noch im Mittelalter der Schleswigsche Landtag auf dem W a r n h o i, der des Landes Hadeln aber auf dem W a r n i n g s a c k e r zu tagen pflegte und daß ein Ort Warnstedt bei Quedlinburg in bevorzugter Lage zu finden ist. Angeln scheinen sie sich nach dem Thingplatz genannt zu haben, der in ihrer Mundart Angel oder Engel geheißen zu haben

[1]) Nach T a c i t u s lehnte sich der Stamm der Chauken an die Friesen an: sie hatten den Küstenstrich (zwischen der unteren Ems und Elbe) in Besitz; doch zog sich ihr Gebiet in einem Zipfel bis hinunter zu den C h a t t e n. Sie füllten diese ungeheuere Bodenfläche auch wirklich aus.

Tacitus schreibt (Germania, Kap. 35, 5 ff.): „Ein solch gewaltiges Gebiet beherrschen die Chauken, bevölkern es aber auch vollständig. Sie sind das edelste Volk unter den Germanen und legen Wert darauf, Macht und Ansehen durch gerechten Sinn und gerechtes Tun zu wahren. Sie kennen keine Ländergier und wissen Maß zu halten, sind friedlich und kümmern sich nicht um fremde Angelegenheiten, fallen nicht ohne Anlaß über andere her und denken nicht an Rauben und Plündern. Das gerade ist bei ihnen der beste Beweis von Würde und Macht, daß sie ihre Überlegenheit eben n i c h t roher und rücksichtsloser Gewalt verdanken wollen. Und doch rostet bei ihnen das Eisen nicht, und sie sind schlagfertig, wenn es die Zeit erfordert. An Mannen und Rossen mangelt es ihnen nicht, aber auch in Friedenszeiten steht ihr Name in hohem Ansehen“

Wir verweisen auf die guten Übersetzungen von: W. Capelle „Das alte Germanien“, Eugen Diederichs, Jena 1929. — A. Horneffer, „Antike Kultur, Meisterwerke des Altertums in deutscher Sprache“, Klinkhardt, Leipzig 1909. — Dr. E. Fehrle, Germania, J. F. Lehmann, München 1929.

Wichtige Quellen zur Vertiefung in die germanische Stammes- und Volksgeschichte: M a n n u s und M a n n u s - B i b l i o t h e k (G. K o s s i n n a †), Leipzig, seit 1909 und 1910; P r ä h i s t o r i s c h e Z e i t s c h r i f t, W. U n v e r z a g t, Berlin, seit 1909.

Wir weisen auch auf das Werk „Die Germanen“ von Dr. Ludwig W i l s e r hin, dritte verbesserte Auflage, Theodor Weicher, Leipzig 1919.
Schrftl.

scheint, was gleichbedeutend wäre mit *Ring*. Die Engelberge in Thüringen und anderswo sind als Thingstätten bezeugt.

Eine große Zahl von Ortsnamen deutet ferner auf *nordischen* Ursprung. Die Beziehung der auf *leben* und *by* endigenden Ortsnamen zu den Ortsnamen in Schleswig und Dänemark ist bekannt: wir finden sie fast in den gleichen Zusammensetzungen hier wie dort. Weiter mache ich aufmerksam auf die mit *store* zusammengesetzten Namen *Storbeck*, *Storpke* und *Ströbeck*, die beiden ersteren allerdings noch in der Altmark gelegen. Storbeck heißt der große Hügel, worunter ein Thinghügel von größerer Bedeutung zu verstehen ist. Beck leitet sich vom nordischen *Back* = *Hügel* her, nicht von Bäke = Bach.

Schwanebeck und *Schwanefeld* enthalten das nordische Swan oder Swen (Swen Hedin), das dem fränkischen Karl entspricht und den vollerwachsenen Mann bezeichnet. Diese Namen sind von den Thoringen auch noch weiter nach Südwesten mitgenommen worden; wir finden *Schwansee* im heutigen Thüringen und *Schwanfeld* bei Schweinfurt, in jener Gegend, wo auch die letzten Namen auf leben zu finden sind. Ein Schwanfeld ist also ein Feld, wo sich die Mannschaft eines Gaues oder Stammes zusammenfindet, sei es zu allgemeinem Landtag oder zu Waffenübungen. Den nord-südlichen Wanderweg bezeichnen auch Namen wie *Lockstedt*, *Lochstedt*, *Lauchstedt*, die von Lög-Gesetz herrühren, und *Sommerstedt*, *Simmerstedt* (in Schleswig), *Sommerschenburg* (Nordthoringgau) und *Sömmerda*, *Sömmern* im heutigen Thüringen. Auch der Name *Huy* klingt nordisch.

Wann die Thoringe in ihr jetziges Gebiet eingewandert sind, läßt sich aus den sagenhaften Überlieferungen nicht entnehmen. Ich wage hierüber nichts zu äußern, ehe nicht die Wissenschaft des Spatens ihr Urteil gesprochen hat. Soviel scheint sicher, daß es vor der Zeit geschehen sein wird, als Tacitus jene angezogene Stelle über die Chauken schrieb. Merkwürdig bleibt immer, daß dies Land, das auch vorher eine dichte Besiedlung von sicher germanischem Stamm besessen hat, von dieser Besiedlung heute keine Spuren mehr aufweist. Die alte Bevölkerung muß fast restlos ausgewandert sein, wohin, das bleibt zu erforschen. Im Jahre 260 etwa sind die Thoringe schon sehr mächtig gewesen und haben bereits einen Überschuß ihrer Volkskraft in südlichere Gegenden abgegeben. Wir finden nämlich Thoringe in dem mittleren Teil der *Wetterau* angesiedelt, ein Zeichen, daß sie sich in dem genannten Jahr an dem *allgemeinen Sturm auf den römischen Pfahlgraben* mit Erfolg und wahrscheinlich in führender Stellung beteiligt haben, sonst wäre nämlich dieser fruchtbarste Teil der Wetterau von Hessen und nicht von Thoringen besiedelt. (Vgl. hierzu meinen Aufsatz im Mannus Band 22, Heft 3/4.)

Unendlich vieles ließe sich nun von unseren Thorssöhnen sagen, wenn wir ihre fernere Geschichte im Zusammenhang beleuchten wollten. Sie ist auch nach dem Untergang des Thüringschen Königshauses im Jahre 532 von einem Reichtum wie die keines anderen deutschen Stammes. Man denke nur an die Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser und an die Besiedlung des Ostens. Wenn man gelernt haben wird, an die Stelle der örtlichen Chronikschreiberei eine *wahrhafte Geschichte der lebendigen Volksstämme* zu setzen, wird unser jetzt fast unbeachteter Stamm erst seine verdiente Würdigung erfahren. Dem Rahmen dieses Aufsatzes entsprechend soll hier nur auf einiges noch aufmerksam gemacht werden, was in die Zeiten vor der mittelalterlichen Geschichtsschreibung zurückreicht und Entwicklungskerne für späteres enthält.

Zu diesem Zweck betrachten wir noch einnmal *unsere Karte!* Es ist eine überall zu bemerkende Tatsache, daß der politische und kulturelle Mittelpunkt eines deutschen Stammesgebietes nicht weit vom geographischen Schwerpunkt zu finden ist. Der Grund hierfür ist naheliegend und einleuchtend. Er ist in der Notwendigkeit zu regelmäßigen Versammlungen gegeben, bei denen die Wege der einzelnen möglichst gleich bemessen werden mußten. Man reiste ja zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen; dabei spielte die Entfernung natürlich eine viel größere Rolle als heute, wo es auf eine Stunde Bahnfahrt mehr oder weniger nicht ankommt.

Der geographische Schwerpunkt unseres Stammesgebietes liegt auf der Linie *Allstedt-Seeburg*. In der Tat ist diese Gegend voll von Hinweisen auf ein größere Vergangenheit. In *Allstedt* fanden in der frühen Kaiserzeit wiederholt die Landesversammlungen statt. Der Name Allstedt bedeutet, wie der Name des im Mittelpunkt des Cheruskerlandes gelegenen *Alfeld*, entweder die Thingstätte für alle, oder auch, verkürzt aus Alahstedt, die heilige Stätte. Die *Seeburg* ist die Hohseoburg, die Karl Martells Sohn Karlmann im Jahre 743 und dessen Bruder Pippin im Jahre 745 eroberte. Die Burg, auf der ein Thoringen-Herzog saß, wurde danach zum fränkischen Reichsgut gemacht. Hier am Ufer des jetzt ausgetrockneten salzigen Sees liegt *Ober-Röblingen* mit seiner uralten Kirche, in deren Außenwände vorchristliche Bildwerke eingemauert sind. Das benachbarte *Unter-Röblingen* — im 8. Jahrhundert Rabaningi genannt — war Gaugerichtsstätte der sächsischen Pfalzgrafen, die das kaiserliche Gut zu verwalten hatten, außerdem Sitz eines sehr vornehmen Geschlechts in ältester Zeit. Die vielen Sagen, die um den See herum zu Hause sind, und zahlreiche Orts- und Flurnamen unterstützen die Annahme, daß hier für den Stamm der Thoringe heiliger Boden gewesen ist.

Nicht weit davon, etwas südlicher, liegt *Querfurt*. Die Herren von Querfurt waren das vornehmste Geschlecht im ganzen Sachsenland. Von ihnen stammen die späteren *Mansfelder* Grafen und das Haus *Süpplingen*. Lothar von Sachsen war ein Graf von Querfurt.

Mittelpunkte zweiter und dritter Ordnung ergaben sich bei der großen Längsausdehnung des Stammesgebietes sowohl nördlich wie südlich dieses Kerngebietes. Die nördliche Hälfte scheint ihren ursprünglichen Hauptversammlungsort nördlich von Oschersleben am *Allerwalde* gehabt zu haben. Hier auf dem *Salberg* (Gerichtsberg) von *Horn-Hausen*[2]) hat man die berühmten *Reitersteine* gefunden, Reste von fünf Sandsteinplatten, die mit verschiedenen Bildwerken geschmückt waren und offenbar als Schranken eines Tempelbezirkes gedient haben. Am Ostrand des Allerwaldes steht der Gerichtsstein noch aufrecht, vor dem im Jahre 1010 Heinrich II. über den Markgrafen der Nordmark Werner von Walbeck zu Gericht saß. Es muß hier also eine Gerichtsstätte hohen Ranges sich befunden haben.

Das breite sumpfige Tal der Aue und der untere Lauf der Bode teilen das Nordgebiet in zwei etwa gleiche Hälften. Im nördlichen Teil, der von den Karolingern Nordthoringgau benannt wurde, war *Walbeck* (nicht zu verwechseln mit dem südlichen Walbeck bei Aschersleben) der Hauptort. Das Geschlecht gleichen Namens war mit den *Haldenslebener* Grafen nahe verwandt und in früher Kaiserzeit das mächtigste in der Landschaft. Der alte Burgberg von Walbeck trägt die Ruine einer Stiftskirche, die im Volksmunde noch der Dom heißt, vielleicht mit

[2]) Horn bedeutet in Ortsnamen meist einen Thinghügel. Die Kalemberger Landstände tagten auf dem „kleinen Horn" bei Pattensen, einem jetzt verschwundenen künstlichen Erdhügel.

einer unbewußten Erinnerung an die hier vorhanden gewesene noch jetzt an einem Kreuzstein erkenntliche Gerichtsstätte, denn dom bedeutet Gericht. Walbeck südlich benachbart liegt das schon genannte Dorf Schwanefeld, dessen Name auf eine allgemeine Versammlungsstätte deutet, die in der Nähe des Fürstensitzes ja auch zu suchen ist. Die Macht der Walbecker und Haldenslebener Grafen ging auf Lothar von Sachsen über, der die von den Haldenslebenern gegründete Klosterstiftung Königslutter weiter ausbaute. Später gewannen in diesem Nordgau die Herren von Warberg am Elm als Pfalzgrafen von Sommerschenburg größere Bedeutung. Helmstedt tritt in der älteren Geschichte wenig hervor, doch scheinen die Lübbensteine und die frühe Klostergründung daselbst auf ein Heiligtum zu deuten. Ob bei dem benachbarten Emmerstedt der Emmerberg zu suchen ist, auf dem im Mittelalter die Sachsenherzöge Gericht abhielten, weiß ich nicht. Vielleicht weiß es ein Leser und gibt es mir gelegentlich bekannt. Magdeburg, das auch zu diesem Nordteil gehört, scheint in vorgeschichtlicher Zeit keine oder nur geringe Bedeutung gehabt zu haben. Die Lage an der Grenze eines Stammesgebietes war ursprünglich nicht dazu angetan, eine große Menschenmenge anzuziehen. Seine Entwicklung fußt auf der zunehmenden Macht des deutschen Kaiserreiches und ergab sich erst, nachdem die Gebiete rechts der Elbe dem Reich angegliedert worden waren.

Für das reiche Land zwischen Oker, Aue, Wipper und Harz ist der uralte Mittelpunkt in der Gegend von Halberstadt und Quedlinburg zu suchen. Die Wahl Halberstadts zum Bischofssitz durch Karl den Großen sagt da schon genug. Im Verfolg der Geschichte hat die geistliche Macht hier die weltliche Macht in den Hintergrund gedrängt, so daß ein unmittelbarer Zusammenhang der vornehmen Geschlechter des Landes mit einem älteren Fürstengeschlecht hier nicht mehr nachzuweisen ist. Grabfunde aus vorkarolingischer Zeit, die bei Quedlinburg gemacht wurden, lassen jedoch vermuten, daß der Sitz dieses Geschlechtes sich hier befunden hat. Zu dieser Annahme paßt denn auch die Nähe des schon genannten Warnstedt als Hauptversammlungsort der Warninge, die Altebburg bei Quedlinburg und der ganze Kranz von bemerkenswerten Punkten am Harzrand, wozu die Roßtrappe, der Regenstein, die Teufelsmauer und vieles andere gehört. Eine Reihe von berühmten Geschlechtern ist diesem Landstrich entsproßen: die Regensteiner, die Falkensteiner, die Arnsteiner Grafen, die Herren von Heimburg und vor allem die Askanier.

Wenden wir uns nun nach der südlichen Hälfte des Stammesgebietes, so treffen wir gleich südlich der Unstrut wieder auf heiligen Boden. Memleben ist die Lieblingspfalz Heinrich I. gewesen. Der Name Mimilebo, der an Mimidon (Minden) und Mimigardefort (Münster) erinnert und mit dem nordischen Mimir, dem Sinnbild der Weisheit, zusammenzuhängen scheint, deutet auf eine vorchristliche Schule oder dergleichen. Das benachbarte Wiehe heißt schlechtweg Heiligtum (altsächsisch wih), gegenüber der Ort Wendelstein zeugt ebenfalls von einer Kultstätte an dieser Stelle. Alte Geschlechter dieser Gegend sind die Herren von Beichlingen und das Geschlecht der Eckardiner von Groß-Jena am Einfluß der Unstrut in die Saale. Die letzteren haben als Markgrafen von Meißen eine mächtige Stellung erlangt. Naumburg und Eckartsberga sind ihre Gründungen.

Die südlichste Landschaft wird von Weimar beherrscht. Auch der Name dieser Stadt hängt mit Wihe-Heiligtum zusammen. Im Stadtgebiet wurden die reichen Fürstengräber aus dem 6. Jahrhundert gefunden, deren Inhalt von pietätlosen Nachkommen in grabschänderischer Weise im Museum ausgestellt wird. Gelehrte

glauben gewöhnlich, es sei alles nur ihretwegen da, meint Kant sehr richtig. Die Gräber bekunden, daß sich hier in Weimar einst der Sitz eines Herzogsgeschlechts der Thoringe befunden hat, und zwar wahrscheinlich in jener Zeit, als sich die Oberherrschaft des Stammes weit nach Westen und Süden über fremde Stammesgebiete ausdehnte. Später war in Weimar der Sitz der Weimar-Orlamünder Grafen, die von den Wettinern beerbt wurden. Die weihevolle Landschaft südlich von Weimar, wo jetzt das Ehrenmal von Berka errichtet werden soll, scheint der Durchforschung nach vorgeschichtlichen Stätten besonders wert zu sein.

Diese flüchtige Überschau, die viel Bemerkenswertes übergeht, wird genügen, die anfangs hervorgehobene Bedeutung des Stammes der Thoringe in helles Licht zu stellen. Der Kenner vaterländischer Geschichte wird zugeben, daß alles, was hier vorgetragen wurde, eine enge Verflechtung geschichtlicher, geistiger und dynastischer Verhältnisse zeigt, wie sie nur auf ursprünglicher Blutzusammengehörigkeit entstehen kann. Nur wenige lose Fäden spinnen sich in die Nachbargebiete: die Altmark, Braunschweig und Westthüringen hinüber. Es ist ein Reich für sich, das hier beschrieben wurde.

Zum Schluß möge noch die geistige Bedeutung unseres Stammes an den Großen aufgezeigt werden, die ihm entsprossen sind. Die Askanier und Wettiner und andere Herrschergeschlechter wollen wir nur allgemein erwähnen, desgleichen die kriegerischen Mansfelder Grafen, die Luther so nahe standen. Der hervorragende Geschichtsschreiber der sächsischen Kaiserzeit war Thietmar von Merseburg aus dem Hause der Walbecker Grafen. Eike von Repkow, der Verfasser des Sachsenspiegels, stammte aus dem askanischen Land. Der Komponist Händel ist aus Halle gebürtig, Klopstock aus Quedlinburg, der Heimat Rudolf und Ricarda Huchs. Aber auch Goethe ist von Vaterstamm ein Thoring, denn dessen Großvater ist von Artern an der Unstrut nach Frankfurt gekommen. Sollte nicht vieles und nicht das Schlechteste in Goethes Persönlichkeit aus seinem väterlichen Bluterbe zu erklären sein? War es nicht vielleicht auch ein geheimer Zug seines Herzens, daß er gerade nach Weimar in die alte Stammesheimat zurückkehrte? Und nun noch einer: Nietzsche. Auch er ist Thoring, das zeigt schon seine Kopf- und Gesichtsbildung. Seine väterliche Familie stammt aus der Gegend von Weimar. Zwar hielt er sich selbst für einen halben Polen, weil er fälschlich seinen Namen aus dem Slavischen ableitete, während er in Wahrheit eine Koseform des deutschen Namens Neithard ist. Neithard heißt Kämpfer, und als Kämpfer hat sich Nietzsche seiner Abkunft würdig gezeigt, denn harte Draufgänger sind die Thoringe allemal gewesen. Aber auch das Streben nach Klarheit und geistiger Reinlichkeit ist recht seines väterlichen Stammes Art. Denn hier im Lande der Thoringe weht eine reine, klare Luft. Hier gibt es nichts Verstocktes und Verhocktes, nichts Verträumtes und Versäumtes. Alles ist auf frische Tat und klare Verhältnisse gestimmt. Man sehe sich in Städten und Dörfern hier um, und man wird mir beipflichten.

Das Ideal liegt in demjenigen Menschen, der das heute ist, was er heute sein soll. Der auf der Höhe seiner Aufgabe stehende Mensch ist der Erbe, der Inbegriff, die reife Frucht alles dessen, was vor ihm war, und darum der Ahne, die Wurzel der Zukunft, und darum, weil er Erbe und Ahne zu gleicher Zeit ist, ist er ein Ideal. Abstrakte Ideale gibt es nicht . . .

Wer ernstlich sucht, was wahr ist, und mutig ausspricht, was für wahr zu halten er Grund zu haben glaubt, der mag sich auf das Los Ismaels gefaßt machen, daß jedermanns Hand wider ihn und seine Hand wider jedermann ist.

Aus Paul de Lagarde: Deutscher Glaube, Deutsches Vaterland, Deutsche Bildung; Jena, Eugen Diederichs.

Vom Lehrstand der Germanen.

Von Studienrat Edmund Weber, Spandau.

Nach dem Zeugnis des Tacitus rechneten die Germanen um das Jahr 100 n. Chr. nach Nächten. An diesen gemeingermanischen Brauch erinnern noch heute deutsche Ausdrücke wie „Fasnacht", „Weihnachten" und „die zwölf Nächte" sowie die englischen sennight (7 Nächte = 1 Woche), fortnight (14 Nächte = 2 Wochen) und twelfth-night (12. Nacht = Dreikönigsabend).

Aber um 400 n. Chr. ist bei den westgermanischen Stämmen der Franken, Friesen, Sachsen und Angeln die siebentägige Woche angenommen. Daß der Übergang zu ihr durch das römische Vorbild veranlaßt worden ist, dürfte nicht bestritten werden. Doch noch nie ist die Frage aufgeworfen worden, wie man sich den Hergang bei der Übernahme vorzustellen habe.

Die Römer haben nach 200 n. Chr. die Planetenwoche aus dem Morgenland entlehnt. Aber was sehen wir bei den Germanen? Die römischen Wochennamen sind nicht etwa einfach als Lehnwörter übernommen, sondern sinngemäß ins Germanische übersetzt worden, und zwar so, daß vier Tage Gottheiten geweiht sind (Dienstag, Wodenstag, Donnerstag, Freitag). Wohl entsprechen die Namen den römischen, aber es ist ihnen ein neuer Sinn untergelegt: sie beziehen sich nicht auf Wandelsterne, sondern auf drei Götter und eine Göttin. Das setzt bewußte geistige Tätigkeit denkender Köpfe voraus. Es offenbart auch deutlich, daß der germanische Kalender und die germanische Zeitrechnung innig mit dem Glaubensleben verbunden waren, wie sie es ja auch heute noch sind. Man denke nur an die Schwierigkeit der Festlegung des Ostertermins!

Weiter muß berücksichtigt werden, daß die Verfassung der germanischen Stämme auf weitgehender Selbstverwaltung der Adel-Bauern beruht hat. Diese selbstbewußten, freiheitsstolzen Männer ließen Neuerungen im öffentlichen Leben nur zu, wenn sie von ihrer Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit vorher überzeugt worden waren. Darum wird sich der Hergang bei der Übernahme der siebentägigen Woche wohl ganz ähnlich vollzogen haben wie im neuen Deutschen Reich die Einführung der Münz- und Maßeinheit und der einheitlichen Rechtschreibung: denkende Köpfe einigten sich zuerst untereinander über die vorzuschlagenden Maßnahmen und beeinflußten dann die Obrigkeiten und die öffentliche Meinung. Ganz ähnlich wird es schon im germanischen Altertum zugegangen sein.

Ein geschichtlicher Vorgang im heidnischen Island aus dem zehnten Jahrhundert n. Chr. gewährt ein gutes Beispiel dafür. Ein Bauer namens Thorstein Surt trat im Allding auf und hielt einen Vortrag darüber, daß der altüberlieferte Kalender nicht mehr mit dem naturgegebenen Wechsel der Jahreszeiten übereinzustimmen schiene. Dann machte er seine Vorschläge zur Abstellung der Mängel. Das Allding hörte ihn aufmerksam an und beschloß nach seinem Antrag. War es auf Island ein sternenkundiger Bauer, der eine Kalender-Neuerung durchsetzte, so wird doch in den menschenreicheren südgermanischen Stämmen mit berufsmäßigen geistigen Führern zu rechnen sein, die der Masse der Gemeinfreien schwierigere Denkarbeiten abnahmen. Daraus ergibt sich die Annahme des Vorhandenseins eines Lehrstandes bei den Germanen. Wahrscheinlich wird es die Geistlichkeit gewesen sein, die diesen Lehrstand bildete, denn die Religion durchdrang und umfaßte ja alle Lebensäußerungen der Germanen.

Wie die jüngsten Ausgrabungen bei Trier gezeigt haben, hat es dort zur Römerzeit ein germanisches Hauptheiligtum gegeben. Ein anderes lag bei Köln, ein drittes im Bataverlande. Der Überfall, den im Herbst 14 Germanicus ausführte, galt einem großen Bundesheiligtum an den Lippequellen und an der Senne, wie Teudt gezeigt hat. Das Hauptheiligtum der Sueben, von dem uns Tacitus berichtet, lag nach neuesten Grabungsergebnissen vielleicht bei Lossow a. d. Oder. Von ihm wird ausdrücklich erwähnt, daß zu dem Hauptfest Abgeordnete aus allen verbündeten Stämmen sich einfanden. Dabei wurde nicht bloß geschlachtet und geschmaust. Die Ehrung des göttlichen Schützers des Bundes bot Anlaß zur Besprechung der politischen Lage und zu geistigem Gedankenaustausch. Im Gefolge der weltlichen Obrigkeiten erschienen sicher zu solchen Zusammenkünften auch geistliche Vertreter der kleineren Heiligtümer. Es muß sich bei solchen Feiern etwas Ähnliches abgespielt haben wie einst im griechischen Olympia und später bei dem Allding in Island, das meist 14 Tage dauerte[1]).

Bei diesen Tagungen wurden voraussichtlich auch wissenschaftliche Sitzungen abgehalten. Sie schlangen ein geistiges Band um die germanischen Kultbünde. Daraus erklärt es sich vielleicht auch, daß das gemeingermanische Fudark von Norwegen bis Südrußland und bis Burgund durch Funde belegt ist. Wohl weichen die erhaltenen Denkmäler in Einzelheiten voneinander ab, aber im großen und ganzen hat eine gemeinsame Buchstabenreihe von 24 Zeichen lange Zeiten hindurch ein geistiges Band um die Germanenstämme geschlungen. Andererseits haben die nach England ausgewanderten Stämme sich dort durch den Lautwandel ihrer Sprache veranlaßt gefühlt, das Fudark abzuändern und zu erweitern. Auch diese Neuerung deutet zwingend auf einen Lehrstand, der sie vorgenommen hat.

Inwieweit bieten das Althochdeutsche und das Altenglische Anhalt für das Vorhandensein eines geistlichen Lehrstandes? Aus der altoberdeutschen Dichtung und den Glossen sind erhalten ewart, ewarto und ehalto für das lateinische sacerdos = Priester; e und ewa bedeuteten Gesetz: die Wörter hatten also den Sinn von „Gesetzeswart" oder „Gesetzeshüter", und zwar des religiösen und weltlichen Gesetzes. Als Hüter der weltlichen Gerichtsbarkeit hieß der Ewart esago, d. h. Gesetzessprecher (Rechtweiser) oder cotinc (goting) = Götting, das in einer Glosse dem lateinischen tribunus gleichgesetzt ist. Im Heliand ist uns eosago als Schriftgelehrter überliefert. Friesisch lautete das Wort asega. Andere Bezeichnungen für die altdeutschen Geistlichen waren wihesward = Weichwart = Hüter des Weihtums, harugari = Hüter des eingehegten Heiligtums und parawari, was entweder gleich harugari war oder, wie Rudolf Homburg[2]) vermutet, „Pärewahrer", d. h. Pferdepfleger bedeutete. In letzterem Falle wären die „Parawaren" die Hüter der heiligen Rosse gewesen. Im Althochdeutschen ist endlich überliefert bluostrari = „Darbringer der heiligen Spende". Im Altenglischen findet sich aeweweard = ewart, ferner heargweard = harugari, weiter ealhweard = Wärter des eingehegten heiligen Geländes und endlich godesman. Altniederdeutsch ist godascalc = Gottesknecht oder Gottheitsdiener; ihm entsprechen oberdeutsch gotaman, gotman und gotesman = Gottesmann.

---

[1]) s. 3. Folge „Germanien", Heft 5/6.

[2]) Prof. Dr. Rudolf Homburg: „Ausgrabungen in Altdeutschland. Ohne Spaten = ohne Zaubersprüche. Nebst Beiträgen zur Wortforschung." Wölbing-Verlag, Berlin 1926. (Neuauflage erscheint demnächst in wesentlich verbesserter Form.)

Nach Tacitus haben die Germanen ihre heiligen Überlieferungen in *Liedern* von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben. Diese Lieder setzen geschulte Dichter voraus, die man als „*geistliche Sänger*" ansehen darf. Das Altenglische und das Altnordische scheinen uns die Bezeichnung für sie erhalten zu haben: thyle und thulr. Man spricht heute von „Thul", könnte aber neuhochdeutsch auch „Dul" sagen.

Im *Beowulf* ist uns das Wort run-wita erhalten. Als der christliche Dichter sein Werk schuf, hatte das Wort, das ein hohes Hofamt bezeichnete, den Sinn von „Geheimer Rat" angenommen. Ursprünglich aber wird es den von „*Wisser um das Geheimnis der Losbefragung*" und dann den von „*Geheimschreiber*" gehabt haben, da Schrift- und Losrunen in engstem Zusammenhang gestanden haben, wie schon angesehene Forscher vermutet haben.

Der zweite Teil von run-wita enthält ein Wort, das meiner Ansicht nach vielleicht die Gesamtbezeichnung für die altsächsischen Geistlichen gewesen ist: sie werden *witan* = *Weise* (Wissende) genannt worden sein. In jedem echten Germanen steckt eine hohe Achtung vor dem *Wissen*. Hat doch nach der nordischen Sage Wodan ein Auge geopfert, um Wissen zu erlangen! Wenn der Reichstag der nach England ausgewanderten Germanenstämme bis 1066 witena-gemot (Versammlung der Weisen) hieß, so gestattet diese Bezeichnung den Rückschluß, daß diese Völkerschaften bereits die Einsicht gewonnen hatten, daß „*Wissen Macht ist*", und sich vertrauensvoll von ihren besten Köpfen beraten ließen.

Im Gallischen Krieg I 37 berichtet Cäsar, daß ein Aufgebot der *Sueven* den Rhein zu überschreiten im Begriffe stand; Nasua und Cimber, zwei Brüder, seien ihre Führer gewesen. Angesehene Forscher haben mit gutem Grunde vermutet, daß der eine der Brüder der weltliche Herzog, der andere aber der *geistliche* Fürst des Heereszuges gewesen sein dürfte. Aus anderen Quellen erfährt man, daß in der Tat bei manchen Germanen ein geistliches Oberhaupt dagewesen ist mit der Amtsbezeichnung sinisto (Ältester oder Aldermann), und zwar war dieser geistliche Fürst im Gegensatz zum weltlichen Herzog *auf Lebenszeit gewählt*. Das ist auch durchaus wahrscheinlich. Wer Geistlicher werden wollte, mußte sich eine entsprechende Vorbildung aneignen. Nun setzt jede höhere Geistestätigkeit eine gewisse Unabhängigkeit von wirtschaftlichen Sorgen voraus. Es muß also mit den geistlichen Ämtern der Germanen ebenso eine entsprechende Versorgung verbunden gewesen sein wie bei den Hebräern, Griechen, Römern und Kelten. Die *Geistlichen*, die den *Sternenhimmel beobachten* mußten, um den *Kalender* in Ordnung zu halten, die die *Feldmeßkunst* und die *Eingriffs-Wundenbehandlung* ausübten und die an den Heiligtümern die *gottesdienstlichen Bräuche* zu vollziehen hatten, mußten ein *Berufs-Einkommen* genießen, um sich den Pflichten ihres Amtes widmen zu können. Denn die Erlernung des erforderlichen Wissens und Könnens bedingte eine *Lehrzeit*, neuzeitlich ausgedrückt ein Studium. Dem geistlichen Stand germanischer Art scheinen sich vielfach, wenn nicht vorwiegend, die jüngeren Söhne der adligen Geschlechter gewidmet zu haben. Sie waren auf diese Weise wirtschaftlich versorgt und spielten gleichzeitig eine bedeutsame Rolle im Leben des Stammes.

Eine solche Laufbahn setzt das Bestehen eines geistlichen Standes voraus. Einer solchen Annahme scheint Cäsars Stelle im Gallischen Krieg: „*Druiden* haben die Germanen *nicht*", *zu widersprechen*. Aber alle ernsthaften Forscher sind sich darin einig, daß man diese Stelle *nicht zu wörtlich* nehmen darf. Cäsars Gewährsmänner sind wahrscheinlich Druiden gewesen. Diese bildeten eine fest geschlossene, reich gegliederte Gemeinschaft mit einem geistlichen Oberhaupt

sowie mit streng geregeltem Unterricht auf Lehranstalten, die wir heute Priesterseminare nennen würden, und auf einer Hochschule, die auf der Insel Mona lag. Der Druidenstand glich also einem katholischen Orden und war ebenso einflußreich und mächtig wie heute die katholische Geistlichkeit. Ihre hochangesehene Stellung und ihr politischer Einfluß ließen *die Druiden auf die germanischen Geistlichen* ebenso *herabsehen*, wie es katholische Priester auf protestantische Geistliche tun. Und wie ein protestantischer Pfarramtsanwärter eine bestimmte Vorbildung erwerben muß, ehe er sich einer Gemeinde zur Wahl stellt, so wird man sich die Verhältnisse an den germanischen Gau-, Stammes- und Bundesheiligtümern zu denken haben.

Das setzt wieder voraus, daß diese Heiligtümer Mittelpunkte des geistigen Lebens bei den Germanen gewesen sind. Wer die geistliche Laufbahn einschlagen wollte, wird sich einen *Lehrer* ausgesucht haben, wie man später einen Meister für einen Lehrling suchte. Nach beendeter Ausbildungszeit konnte der *Reifgesprochene* sich um eine freigewordene Stelle bewerben.

Die oben gegebenen Bezeichnungen für geistliche Ämter offenbaren ein *reiches gottesdienstliches Leben*, das Opferdienst, Reigen, Musik und Gesang, Dingtagungen und Gericht als Kulteinheit innerhalb der geweihten Stätten umfaßte. Wie würden solche Ausdrücke, wenn sie sich nicht auf geregelten, von den Gottheitsdienern geleiteten Volkskultus bezogen hätten, in der Sprache haben entspringen und fortdauern können? Die *Geistlichen* mußten danach ein ziemlich *umfangreiches Wissen und Können* besitzen, wenn sie neben dem Gottesdienst im engeren Sinne, wozu ein großer Aufwand von Formeln, Sprüchen, Liedern, ein umständlich und streng geregeltes Verfahren für Opfer und Weissagungen nötig war, auch noch Himmelskunde zu treiben und Rechtspflege zu üben hatten.

Die *heiligen Haine* (*Heiligen Lohe*) sind im Bekehrungszeitalter *zerstört* worden, ihre Säulen und heiligen Häuser wurden umgestürzt und verbrannt, ihre Bäume gefällt, ihre reichen Schätze an Weihegaben weggeschleppt und ihre Liegenschaften eingezogen. Keine christliche Feder hat uns eine Beschreibung dieser Heiligen Lohe überliefert; auch ihr Andenken sollte ausgerottet werden. Aber so völlig dies auch gelungen zu sein schien, manches ist *in unseren Tagen* doch wieder *erschlossen* worden. 1929 hat Elias *Wessen* in den Acta Philologica Scandinavica über „Schwedische Ortsnamen" geschrieben: „Am weitesten südlich in dem alten Schwedenreiche liegt eine Gegend, die seit uralten Zeiten den Namen *Bärend* getragen hat. . . . Bärend ist anfangs in 4 Härad (Harden in Schleswig) eingeteilt gewesen. Sie stoßen alle am Helgasjön zusammen. Dort lag die *gemeinsame Thingstätte* und das *gemeinsame Heiligtum*. Bärend bietet also das klare Bild eines nach außen abgeschlossenen Volkslande, schon in heidnischer Zeit organisiert für Rechtspflege und Kultus. Die vier Härad zeugen von einer Einteilung des Landes zu bestimmten Zwecken. In diesem Zusammenhange erhält nun auch der Name *Helgasjön* (*heiliger See*) einen bedeutungsvollen Sinn. Mitten darin liegt eine große Insel: *Helgö*, d. h. *heilige Insel*. Dorthin führt eine künstliche Furt aus alter Zeit. Hier dürfte die ursprüngliche Kultstätte zu denken sein. Sehr ähnlich sind die Verhältnisse in Jütland, wo *Viborg* von altersher der politische Mittelpunkt und der Platz des Landesthinges war. Der Name (altdän. Vibioergh) ‚*heiliger Berg*' bezeugt die religiöse Bedeutung des Ortes. Es stoßen dort nun die 4 syssel zusammen."

Was Wessen hier für Altschweden und Altjütland gefolgert hat, haben für Altdeutschland Hungerland (Spuren altgermanischen Götterdienstes in und um Osnabrück, 1925) und Wilhelm Teudt in seinem Werk „Germanische Heiligtümer“ aufgedeckt. Diese altdeutschen Heiligtümer dürften aber die nordischen an Größe und Bedeutung weit überragt haben. In ihnen haben wir die Wirkungsstätten des germanischen Lehrstandes zu sehen; sie waren auch zugleich die Bildungsstätten für wissensbeflissene deutsche Jünglinge. Wie die weltlichen Fürsten eine wehrhafte Gefolgschaft um sich sammelten, so werden die Geistesfürsten der alten Zeit Jünger an sich gezogen haben, denen sie ihre Kenntnisse mitteilten zur Weitergabe an die kommenden Geschlechter.

Vgl. Anatol Waag: „Die Bezeichnungen der Geistlichen im Althochdeutschen und Altniederdeutschen.“ Teutonista. VIII / 1—2. Dez. 1931.

*

Die Deutschen sollen in die Zukunft streben und in eine Vergangenheit zurückgehen, in der es weder ein Buch gab, noch eine Zeitung, noch eine irgendwie geartete Schriftgelehrsamkeit . . . Das höchste Lob, das das deutsche Volk erteilt, ist das der Echtheit . . . Noch sind die Wurzeln unseres Wesens lebendig.

Die Wurzeln des deutschen Wesens.

Aus Paul de Lagarde: Deutscher Glaube, Deutsches Vaterland, Deutsche Bildung; Jena, Eugen Diederichs.

*   *   *

Die Kraft des Nordens.

Von Oswalt Gröschel.

. . . Auf geschnäbelten Schiffen kommen
Die alten Götter, das alte Recht,
Die alten Nordmänner geschwommen.
(Scheffel)

Man unterscheidet geistige Aufstiege, die etwa alle dreihundert Jahre beginnen. Kleine Schwankungen von Jahrzehnten spielen dabei keine Rolle. Diesen geistigen Aufstiegen folgen Blüte- und Verfallzeiten. Ohne Prophet sein zu wollen, möchte ich im folgenden dem Gedanken nachgehen und festere Form zu geben versuchen, ob nicht auch unsere Zeit einem neuen Aufstieg entgegenzusehen berechtigt ist.

Im Ablauf solcher dreihundertjährigen Perioden setzt um das Jahr 900 die Romanik ein, von da, rückwärts gerechnet, finden wir im Rahmen der ersten Periode nach Christi Geburt als Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung die über deutsche Geschicke entscheidende Hermannsschlacht. Um 1200 erscheint die Gotik, um 1500 die Renaissance, und um 1800 beginnt der Aufstieg des technischen Zeitalters.

So liegt es nahe, anzunehmen, daß um 2100 ein neuer Aufstieg zu erwarten sei: er kann zum germanischen Staatenbund führen, in dem Deutsche, Engländer, Flamen, Holländer, Schweden, Dänen genau so aufgehen wie einst Hermunduren, Chatten, Sachsen, Sueven usw. im Deutschen. Wenn es der eigene Wille nicht schafft, so kann die Not dazu zwingen. Es ist beim Deutschen typisch: zu allem Großen muß der Anstoß von außen kommen: Hermannsschlacht, spätere Römerkriege, Kampf der Hohenstaufen mit den Päpsten, die Gotik — dank der Kirche, die Renaissance, die zur deutschen wurde samt aller anderen Architektur; Technik, einst in England, dann bei uns, Seeschiffahrt und Schiffsbau; Befreiungskriege; 1870/71 und die Reichsgründung; 1914/18.

Es ist nicht unmöglich, daß dieser Aufstieg — ein solcher muß es bei der vereinten Kraft werden! — Vergangenheit und Zukunft verbindet, etwa Maschinenzeitalter und Bauernhaus, Kunst und Handwerk, Wissenschaft und Natur, Kultur und Zivilisation. Das alles sind völlige Gegensätze, und wir leben zwischen ihnen: daher unser Chaos.

Solche Wandlungen gehen sehr langsam vor sich:

schon Jahrhunderte war das römische Weltreich tot, ehe es wirklich starb;
rund 700 Jahre brauchte die Romanik zur Entfaltung, erst um 1500 war das deutsche Recht besiegt;
schon um 1500 war das römische Reich deutscher Nation tot, aber erst 1806 starb es;
1690 lief in Marburg die erste atmosphärische Kolbendampfmaschine, und 260 Jahre brauchte sie zur Vollendung.

Ein Bild von diesem Chaos: der erste Jugendstil, der aus München, war gefühlsmäßig, der zweite, der Dessauer, war verstandesmäßig. Beides kann man Jugendstil nennen; denn beides war die gewollte Lösung von den überlieferten geschichtlichen Formen. Beides war unfruchtbar, mußte Fehlschläge ergeben, denn nur Gefühl und Verstand, das weibliche und männliche Prinzip zusammen, sind schöpferisch. Nirgends sind Gefühl und Verstand so harmonisch abgewogen, wie in der Gotik, der schöpferischsten Zeit, die wir jemals hatten, die nur im Barock annähernd wieder erreicht wurde — und das Barock nennt man den Sohn der Gotik. Dazu lagen München und Dessau außerhalb der Perioden. Allein schon deshalb scheinen die Erfolgsaussichten schwach gewesen zu sein. Auch die, die diese Sachen mitmachten, die nicht im Ganzen lebten, können sagen: „ein großer Aufwand ist umsonst vertan.“

Um 1800, zu Beginn des technischen Zeitalters, ist zugleich ein geistiger Aufstieg im Sinne einer Rückkehr zu Germanischem zu erkennen. Da ist Schiller, der zwar das Wort Germanen nie ausspricht, aber er ist die Wahrheit, und das ist dasselbe[1]). Da ist Kleists Hermannsschlacht, da sind die Brüder Follen, ob in Irrsal verstrickt oder nicht: bei ihnen und den anderen von der Burschenschaft klingt's von Hermann, dem Befreier, und von den deutschen Eichen, erstmalig, von wenigen Vorläufern abgesehen. Doch all das erstarrte im Materialismus und Formalismus, ging nicht ins Volk.

[1]) Aus Schillers Rede vom 26. Mai 1789, als er die Professur in Jena antrat: „. . . Ein edles Verlangen muß in uns entglühen zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Welt überkamen und reich vermehrt an die Folgezeit wieder abgeben müssen, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet, etwas dazusteuern können Sie alle! Jedem Verdienst

Was nun heraufzusteigen beginnt, könnte die gleiche Wiedergeburt werden wie die Renaissance: also *Germantik*, ein Wort, das schon vor dem Kriege entstand, vorher nie gehört wurde. Der Name dessen, der es schuf, sei nicht vergessen: *Gerlach*, „Germantik, das rechte Leben“ (Matthes, Leipzig). Und bei der schöpferischen Kraft des germanischen Geistes kann, ja muß diese Periode länger dauern als die der Renaissance. Die Marschrichtung kann, ja muß sein: *Überwindung der Maschine*, des *Geldes*, des *Römischen Rechts*; denn es zeigte sich: Kampf gegen die Natur ist Kampf gegen das Deutschtum.

Nur müssen die Formeln für den Ausgleich zwischen Kapitalismus und Marxismus erst noch gefunden werden. Sie können still und lautlos kommen wie der Tau am Morgen: wenn nicht mehr der Mensch Sklave der Maschine bleibt, sondern ein umgekehrtes Verhältnis eintritt. Still und lautlos ist ein Kampf gewonnen worden: der des *Handwerks gegen die Dampfmaschine*, die es zum Untergang verurteilt hatte. Und weil die elektrische Kraft bis ins kleinste Dorf läuft, wurde ein starker Heerhaufe des Materialismus besiegt.

Wir alle wissen, daß der *Materialismus* der stärkste Feind der inneren Entwicklung ist. Ohne sie bleibt der Mensch trotz aller Handfertigkeit, Paragraphengelehrtheit und Uniform auf *der* Stufe stehen, auf der er für uns schon in Urzeiten erscheint.

Und jetzt, nachdem der Materialismus in Krieg, Versailler Diktat und Inflation seine höchste Blüte erlebte, spricht man vom *sterbenden Materialismus*, denn der Scheitelpunkt der Welle trägt zugleich den Keim der Vernichtung in sich. *Ein neues Spiel hebt an*, aber auf alten Wegen, auf den Wegen der Naturerkenntnis: *nicht zurück, sondern hinauf!* Und *das* ist der Trost für unsere Zeit, denn die spätere Erkenntnis wird den Menschen anders bewerten als heute.

Ohne der umstrittenen Astrologie das Wort reden zu wollen, sie sagt das gleiche: die Erde tritt in ein neues Sternbild, in das Sternbild des *Wassermanns*, und damit beginnt das *germanische Zeitalter*[2]). Solche Zeiten sind stets verbunden mit viel Mord und Blutvergießen — in den Städten. Das Land bleibt im großen und ganzen unberührt. Nur Dorf und Kleinstadt sind schöpferisch, die Großstadt ist Zersetzung.

Daß sich *Germanisches vorbereitet*, weiß jeder, der den Gedanken seit der Zeit vor dem Kriege kennt. Damals war der germanisch-arische Gedanke nur eine Sache des Gemüts, fast Schwärmerei. Denn was wußte man Tatsächliches? Männer wie Hentschel, Guido von List, Lanz von Liebenfels, Pastor, Kossinna u. a. waren die *einzigen, die von dem Neuen wußten*. Dahn brachte ja „*nur*“ Erzählungen.

---

ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgetan, zu der wahren Unsterblichkeit, meine ich, wo die *Tat* lebt und weitereilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.“ Schiller las über das Thema: Was heißt und zu welchem Zweck studiert man Universalgeschichte? Dazu bemerkt Friedrich *Lienhard* in seinen „Wegen nach Weimar“ (Beiträge zur Erneuerung des Idealismus, 5. Band, Stuttgart 1918, Greiner & Pfeiffer): „Ein Dichter stand auf dem Katheder, der gleich zum Eingang seiner Rede scharf und kühn unterschied zwischen dem befangenen Brotgelehrten und jenem *wahrhaft freien philosophischen Kopf*, der die *Wahrheit* mehr liebt als das System, den *jede neue Entdeckung entzückt*, während sie den Mann der Schulbegriffe erschreckt.“

[2]) Der Österreicher *Hamerling* war ein Träumer, aber auch ein *Seher*. Er lebte im 19. Jahrhundert und nannte das 20. Jahrhundert das *germanische*: im 20. Jahrhundert, Frühlingsanfang 1934, tritt die Erde ins Sternbild des Wassermanns!

Aber welche *Erkenntnisse* sind seitdem *gewonnen* worden! Wie hoch in der Wertschätzung stehen heute Männer, die zunächst beiseitegeschoben waren, wenn nicht gar Spott und Hohn ernteten, als sie es wagten, mit ihrem neuen Wissen ins Licht der Öffentlichkeit zu treten: Hauser, Frobenius, Kossinna, Hörbiger! Welch ein Schrifttum ist erstanden! Nur drei Bücher aus der letzten Zeit seien genannt: *Jung*: „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit“; *Günther*: „Rasse“; *Teudt*: „Germanische Heiligtümer.“

Wer hätte früher auch nur geahnt, was die *Irminsul*, wer *Karl* wirklich war? Charlemagne! Ein Bild im Kaiserhaus zu Goslar zeigt die Irminsul als wortwörtlich: Negerfetisch. Karl war rassisch Wallone und so wie Karl V. ein Gegner alles Deutschen. Nur das „Sachsenschlächter“ der *Skalden* hatte sich über 1000 Jahre gehalten.

Das Wesen der *Rasse* wird erforscht. Das Wort Rassenfanatiker wird kaum noch gebraucht, denn der Gedanke ist allzu mächtig geworden. Das Wort Jude wurde früher gemieden, man sagte schonend Israelit oder „mosaischen Glaubens“. Heute sagt man, wie es ist: ja, die Juden sagen es selber, und sie sagen es mit Stolz. Das ist Klarheit und somit Gesundung.

Dazu kam die Befreiung des Körpers durch den *Sport*, etwas *echt Germanisches*. Und nur der irregeleitete und in seinem ursprünglichen Denken, Sinnen und Fühlen abgestumpfte Deutsche glaubt heute noch, daß solche Befreiung des Körpers, solche Hingabe des ganzen Menschen an Luft und Licht und strahlende Sonne gegen die von Gott gesetzte Sittlichkeit verstoße.

Wie ist die Kenntnis des *Volkstums* vertieft worden. Über 100 Jahre ist es her, daß *Jahn* vom Volkstum sprach. Aber die Zeit brachte andere Werte, „frivole Kost und nackte Wirklichkeit“, und darum: „der Abend kommt, und die Herbstluft weht“, und die Raben flogen. Und Jahns Volkstum war vergessen, allein geblieben waren . . . „Volkstümliche Preise bei Ausverkäufen“. —

Volkskunst war altes *Gerümpel* geworden. Geschnitzte gotische Altäre zerfielen zu Staub auf den Kirchenböden. In den Marschen der Weser und der Elbe haben die Küster die Öfen damit geheizt! In Zwickau war es die Kirche selbst, die die alten Buntglasfenster verschacherte. Alles das gab mit den Anlaß zu den *Altertumsvereinen* zum Schutze alten Gutes. In Groß-Rückerswalde oder Sayda im Erzgebirge waren Pfarrer und Gemeinde für den Abbruch der alten Wehrkirche und für „was Modernes“. Schon *seit 1910* wäre das *nicht mehr möglich*. Aber erst mußte der völlige Zusammenbruch kommen. Wie wird heute die Kleinkunst geschätzt! 1928 erschien bei Wasmuth, Berlin, das große Werk von *Bossert*: „Volkskunst in Europa“, ein Gedanke, der vor dem Kriege absurd gewesen wäre, denn ein solches Riesenwerk über ein so abgelegenes Kapitel war unverkäuflich. Viele *Sammlungen*, hunderte dieser Art, sind erstanden, so das „Heidehaus“ in Bergen und in Wilsede, das „Ostenfelder Bauernhaus“ in Husum, das „Bauernhausmuseum in Bielefeld“, das „Zwischenahner Bauernhaus“ bei Oldenburg usw.

Vordem zählte nur *südliche Kunst*, vor allem italienische wurde gesammelt und kopiert. Das war die Zeit der Gipsabgüsse, des Terrakotten- und Majolikenschmuckes“. Italienische Landschaftsbilder, etwa „Mandolinenspieler am Golf von Neapel“, Spanier-, Mauren-, Araberbilder zierten die deutsche Wohnung. Lateinersegel zeigten die Schiffsbilder, — aber *Schnars-Alquist* malte die Nordsee und den Atlantik, zeigte nordische Schiffe, *Buchwald-Zinnwald* unser sächsisches Erzgebirge, die *Worpsweder* malten ihr Moor. „So was kann man

doch nicht malen", hieß es. Aber der Norden hat gewartet, und der Norden hat gesiegt!

Wer erinnert sich nicht des Gegenbeispiels: der Oberlehrer, die von Rom und römischer Größe schwärmten?! Aber vier Jahre Weltkrieg zeigten die Kraft des Nordens, der sich erschloß. Von den 52 Schriften der deutschen Gymnasialbibliothek, herausgegeben von Professor Hugo Hoffmann-Erfurt, Verlag Bertelsmann, Gütersloh, betreffen zwei (ja zwei!) deutsches Land, und auch nur solches, wo Römer waren („Varusschlacht" heißt es dort, wir sagen „Hermannsschlacht"), und den „Pfahlgraben" (dort heißt es „Limes"!). Heute wäre das unmöglich trotz aller gerechten Schätzung der Antike. Aber Niebuhr hat doch gründlich mit ihr aufgeräumt, ein Traum ist ausgeträumt. Das war die Zeit, als germanische Steinwerkzeuge in den Sammlungen der Museen neben denen der Fidschiinsulaner lagen.

Heute hält man es nicht mehr für möglich, daß Schule und Kirche das Plattdeutsche jahrzehntelang bekämpfen konnten. Wieviel unnütze Aufregung hat das gegeben, wieviel Schlaganfälle traten deshalb vorzeitig ein? Heute hält man plattdeutsche Predigten, ein starkes Schrifttum ist erstanden. Heute ist das Platt, das eigentliche Deutsch, die stärkste Waffe im Kampf gegen die Dänen, denn unaufhaltsam schreitet es gegen den Norden fort, und die Dänen müssen sagen, daß sie dagegen machtlos sind.

Wer hätte gedacht, wie echte Heimatschriftstellerei sich — Entschuldigung! — „bezahlt" machte! Reuter begann mit nichts, kam ruiniert aus dem Gefängnis und — hinterließ zwei Millionen Mark allein durch seine Schreiberei! Und auch von Gerhart Hauptmann bleibt nur das bodenständig Schlesische, vor allem seine Weber. Es ist der gleiche Vorgang wie bei den Minnesängern auf der Wartburg vor 700 Jahren: alle die sind noch da, die die französische Mode nicht mitmachten, so vor allem Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach.

Wie ist das Wandern vertieft worden! Welch ein Schrifttum — deutsch durch und durch — ist erstanden! Echte Wanderer mit Skizzenbüchern waren früher fast nur Architekten und Künstler. Heute macht man das mit der Kamera schneller, und beste Bilder gibt es bei Arbeiterphotographen. Unser deutsches Wandern hat so sehr in England Eingang gefunden, daß ein Engländer schrieb: deutsche und englische Schulklassen unterwegs sind voneinander kaum zu unterscheiden. Wer das Wasserwandern, das Wanderreiten und das große Fahrtensegeln kennt — vorher war das seelenloser Sport: Distanzreiten, oft mit zusammenbrechenden Pferden —, lacht über sämtliche anderen Paradiese. Denn sie sind eingebildet. Mag doch auf Dampfdroschkenkutschen auf See und auf Seen, mag im Auto sich spazierenfahren lassen, wer da will. Ich habe Wasser und Land selber, bin untrennbar mit ihm verbunden!

Eine Wandlung hat sich auch in bezug auf die Stellung zur Frau vollzogen. Bis zum Kriege war die dunkle, dämonische, rätselhafte von manchen (Eseln!) bevorzugt. Es ist nun schon lange wieder die blonde, klare. (Nur wenige färben sich dunkel, viele aber blond!)

Trotz aller oberflächlichen Geister ist doch eine seelische Vertiefung zu erkennen, die stärker ist als die Oberflächlichkeit, freilich nicht so leicht zu sehen ist. Es sind dazu die schwersten Erschütterungen nötig gewesen, so die des Weltkrieges. So machte der Dreißigjährige Krieg aus einer Wüste das Land

der Musik. Wie hat man früher über die heute noch umstrittene Astrologie und über die Handlesekunst gespottet! Selbst auch über die Graphologie! Aber heute werden alle drei in manchen Fällen vor Gericht zu Rate gezogen. Der Handlesekunstsachverständige Dr. Lomer, Hannover, ist gerichtlich anerkannt. Ja, es ist wirklich so: behördlich anerkannt! Urgroßmütterchen Cheruska aus der Hermannsschlacht hat recht behalten.

Die Psychoanalyse ist modern geworden. In den 90er Jahren hätte niemand so was sagen dürfen, ohne verlacht zu werden, wie auch Graf Zeppelin auf dem Ingenieurtag zu Kiel um 1910 als harmloser Narr verlacht wurde. Wie anders denkt man heute über Kindererziehung — selbst an den Schulen. Sogar beim Militär ist eine seelische Vertiefung erkennbar: nicht mehr wird der Hauptwert auf den Massendrill gelegt, sondern auf den einzelnen Mann als selbständigen Kämpfer. Wie hat man gegen früher auch die Tier- und Pflanzenseele erkannt. Man vergleiche alte Bilder mit heutigen. Wie freudig werden Löns' und Gorch Fock erfaßt, beide haben Reklame nie nötig gehabt. Auf Löns Stein legen Kinder in der Heide Zettel mit ihren Namen, mit einem Stein beschwert, und einem Gruß an Löns! Das ist gotisch! Dazu das Wiedererwachen des Volksliedes und des Volkstanzes.

Ganz anders als früher stellt man sich heute zur Natur, das zeigen die Naturschutzparke; ganz anders zum Wald[3]). Von den Balkenpflanzungen, die eine materielle Weisheit hervorbrachte, ist man abgekommen, denn das Land verarmte infolge dieses wirtschaftlichen Denkens: der Grundwasserspiegel sank, die Tierwelt ging zurück, Insektenschädlinge nahmen überhand, Windbruch schaffte ungeheuere Schäden. Heute erkennt man, daß der alte deutsche Mischwald diese Schäden nicht hat und den besten Ertrag gibt. Und wie in der germanischen Zeit wendet das Denken sich gegen den kalten Steinbau und gegen die Stadt: das Holzhaus im Freien ist die Sehnsucht. Dem Vieh schuf man gesunde Behausungen: Holzställe mit Strohdächern.

Die gleiche Anpassung an die Natur findet sich auch im Schiffsbau — wie in germanischer Zeit. Heute erkennt man das Wikingboot als bestes: bei wenig Tiefgang hochseefähig, selbst im verrufensten Fahrwasser unseres Erdteils, im Nordatlantik. Noch die Kolumbuskaravellen waren überraschend gute Segler, das zeigten Nachbauten nach den alten Rissen. Erst Barock und Rokoko brachten die Verschlechterung durch burgenmäßige Aufbauten an Bug und Heck. Das ging bis um 1800. In den achtziger Jahren, als man dachte, mit der Technik alles zu machen, diktierte das Reißbrett. Heute studiert man die alten Bauten und Aerodynamik — Wind und Wasser — und findet — das klingt lächerlich —: schon die altübernommenen Typen der Fischerboote haben die Stromlinien. In unserer naturerkennenden Zeit fand man die gebauschten Segel des Mittelalters wieder und den Schnitt der Vogelschwinge, auch für die Tragflächen des Flugzeuges, deren erste wie Plättbretter waren.

Auch daß der Nibelungenfilm entstehen konnte, ist ein Zeichen des Erwachens, ebenso die Neuausgabe des Liedes, die in Prosa, und auch die

---

[3]) Wir weisen nachdrücklich auf den „Bund zur Wehr und Weihe des Waldes" (Sitz Hamburg) hin und auf sein von Willi Ludwig fein und sinnvoll geleitetes Mitteilungsblatt „Deutscher Wald", Schriftleitung: Hamburg 20, Alsterkrugchaussee 108 (Preis des Jahrgangs, 24 Blätter, 5,— RMk.). Schrftl.

Wagneropern. Noch Friedrich der Große hatte sich abfällig über einen Neudruck des Nibelungenliedes geäußert[4]).

Hünengräber wurden früher hemmungslos zerstört, zu Straßenbauten verwertet. Heute geht das doch nicht mehr so leicht. In Sachsen baute man zwei solcher Gräber wieder auf, und über 30 000 Besucher sahen die Gräber von Wantewitz, zehntausende sind jährlich an den Sieben Steinhäusern bei Fallingbostel. Nur in Demmin, in Pommern, freilich war es möglich, daß man Gräber zerstörte, um Steine für das Weltkriegsdenkmal zu gewinnen. Wie würden die Herren vom Ausschuß rennen, wenn die toten Helden sich wehren könnten[5])!

Wer darf heute wie zu Goethes Zeit und später die Gotik geschmacklos und altfränkisch nennen? Kurz vor dem Kriege erkannte man das Barock als Sohn der Gotik freudig an. Wohin sind die Renaissance-Möbel und -Bauten der achtziger Jahre? Selbst ein Heidelberger Schloß wäre heute unmöglich, aber die neuen Möbel sind unverkennbar gotisch, d. h. schlicht, wie es die Frühgotik war.

Bei alledem vergesse man nicht, daß mächtige Kräfte am Werke sind, das Leben, das allenthalben am Fuße der Welteneesche keimt und zum Durchbruch dringt, wiederum zu ersticken, zu vergiften, zu zertreten. Man vergesse nicht, daß man an eine Gegenreformation denkt. Doch gemach! Wir sind auf dem Plan, und wenn wir auch wissen, daß der Erfolg nicht kommen wird von heute auf morgen, wir wissen: er kommt; aber er kommt, wie wir meinen, nicht als Wiedergeburt im Sinne der Edda, die da sagt: „Auffsteigen seh ich zum andern Male die grünende Erde aus der sinkenden Flut." Denn da spricht der Sänger von der Neugeburt nach einem Weltenbrand. Die kommende Neugeburt wird eine Renaissance („Auflebung" sagt Goethe!), aber sie wird länger dauern als die romanische. Denn der germanische Geist ist frischer und bleibt frischer, wenn ihn das wesensfremde, das Römische Recht nicht einengt. Jetzt ist das noch der Fall.

Seit 1910 kenne ich die Jugendbewegung. Weil sie Befreiung war aus Zwangskultur, erwuchsen dort Köpfe, die völlig denen auf gotischen Altären und Holzschnitten glichen und gleichen — bis sie der Dreck des Alltags zwang. Sie sind aber immer noch typisch germanische Köpfe. Und weitaus die meisten dieser Jugend, die nun erwachsen ist, sind unbestechlich und unbeugsam. Aber Gedanken sind Kraft und bleiben Kraft. Man vergleiche mit ihren Köpfen solche auf Klassenbildern früherer Zeit. Darauf sind meistenteils, ich kann nur sagen: leere Gesichter.

*

[4]) Eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Heimatbewegung sind die Heimatspiele, wie wir sie u. a. in den Landesheimatspielen der Provinz Westfalen an der Porta Westfalika und in Nettelstedt besitzen. An diesen Pflegestätten echter Volkskultur lebt ein Gemeinschaftsgeist, dessen Bestrebungen und Ziele uneingeschränkte Anerkennung verdienen, um so mehr, als die Aufgaben, die man sich dort gestellt hat, auch bedeutsamer sozialer Art sind. Die Götz- und Tellaufführungen auf dem Hünenbrink zu Nettelstedt und die Nibelungen-, Räuber- und Faustspieldarbietungen auf der Felsenbühne des Wittekindsberges an der Weserpforte waren von packender Wirkung, die Zahl der Besucher ging in die Hunderttausende. — Es muß hier auch des Harzer Bergtheaters gedacht werden und seines Leiters Dr. Wachler, der mit diesem Bergtheater eine der besten Freilichtbühnen schuf.

[5]) Auch das im Jahre 1926 bei Bad Oeynhausen durch den Hauptverein für Heimatschutz und Denkmalspflege Minden-Ravensbergs wiedererrichtete 4000 Jahre alte „Werster Steinkammergrab" sei in diesem Zusammenhange erwähnt. (Vgl. „Germanien", Heft 4, dritte Folge.)

Man kann verstehen, daß Technik und Chemie vorwärts kommen; denn ihnen liegt eine Idee zugrunde, die was einbringt.

Man kann auch verstehen, daß unsere Philosophie und Theologie weiterbestehen, denn es sind Stellen zu vergeben — die u. a. auch mal einem Idealisten zugutekommen. Aber wenn eins oder das andere der beiden ganz alle ist — man wird das gar nicht merken — können wir und die ganze andere Welt genau so gut schlafen wie sonst und brauchen uns deswegen bestimmt keine grauen Haare wachsen zu lassen. Das einzige, was das Leben dieser gelehrten Herren überdauert, sind verstaubende Bände, die kein Mensch mehr liest, totes Wissen!

Aber wie kommt es, daß neben der Lehrgermanistik noch eine andere vorwärtsschreitet, auf die der Name Germanistik schon nicht mehr paßt, denn sie ist kein Zergliedern wie jene, kein „Umschichten alter Steine", sondern ein Aufbauen. Aber die wird in Schatten gehalten und in Demut gezwungen, und sie soll keine Wissenschaft sein und keine werden.

Und man muß doch sehen, daß viele ihrer Ergebnisse von der zünftigen Germanistik übernommen werden. Es ist wie mit dem Wandervogel und der Schule: erst aufs schärfste bekämpft und dann zueigen gemacht.

Soviel ist gewiß: es würde **uns** keine Ruhe lassen, wenn wir nicht endlich einmal wüßten, was es etwa mit den Externsteinen ist, was der rätselhafte Name sagt; was es um Oesterholz ist — wenn wir von den Mauern und Wällen und dem Quellenheiligtum hörten; was es um Veleda ist, unsere Veleda, die uns mehr ist als eine kalte Majestät; was es ist mit den alten und einzeln stehenden Kirchen, Türmen, Denksteinen, wie Teudt sagt, 2. Aufl., S. 221: „Was in aller Welt mag die Menschen einst wohl veranlaßt haben, gerade hier an dieser Stelle einen Turm zu bauen? Es läßt einen nicht los und locker das Warum?" Unsereinen nicht!

Nun ist das Merkwürdige, Seltsame, Beispiellose: das alles geht vor sich und vorwärts, ohne daß eine Zentralstelle das fördert, die Richtung oder Geldbeihilfe gibt, wie das bei Rom so glänzend geht. Da sollte man an die deutschen Fürsten und den alten Adel denken — aber in welchen Lagern steht heute so mancher von ihnen?! Wohin sie damit gekommen sind, wissen sie selbst am besten. Und doch: dieses Sein ist ihr Sein, sie stammen aus den alten Geschlechtern.

Und wenn früher ein Skalde seinem Fürsten zu Ehren ein Lied in der Halle sang, da gab es kostbare Schwerter und Brünnen und goldene Ringe. Heute ist das Lied weiter gefaßt, es wendet sich nicht mehr an einzelne, es spricht vom alten Weistum alter, noch lebender Geschlechter. Doch Schwerter, Brünnen und Ringe fehlen! Aber noch sinnt der Skalde auf der stillen Junggesellenstube, oder wenn Frau und Kinder längst schlafen, um all das, was vorliegt, „in sein geliebtes Deutsch zu übertragen".

*

„Neu Spiel hebt an, und wie getragen werden wir ans Ziel." Sorgen wir, daß wir dabei sind, hier wie nirgends: durch Treue zum Sieg! Und dann wird das Wiedersehen anheben mit den Trägern großer Namen, die ihr Erdenleben hinter sich haben, die geläutert wurden — und vor allem ihre Gegner nun besser kennen.

Aber wieder wird es heißen: „die Welt gehört den Germanen und die Götter sind mit den Germanen!" Aber ohne Menschen richten auch die Götter nichts aus. Es liegt an uns. Nie aber dürfen wir die Worte Nietzsches vergessen: „Wir halten soviel von dem reinen und kräftigen Kerne deutschen Wesens, daß wir gerade von ihm die Ausscheidung gewaltsam eingeimpfter fremder Elemente zu erwarten wagen und es für möglich halten, daß der deutsche Geist sich auf sich selbst besinnt. Vielleicht wird mancher meinen, jener Geist müsse seinen Kampf mit der Ausscheidung des Französischen beginnen. Aber nie möge er glauben, ähnliche Kämpfe ohne seine Hausgötter, ohne seine mythische Heimat, ohne ein Wiederbringen aller deutschen Dinge kämpfen zu können."

„Germanische Kraft, titanisch gereift,
Wird ragen am Ende der Zeiten!"

Aus den Landschaften.

Pfingstkultplatz und Sternwarte im Riesengebirge. Die bisher bekannten geschichtlichen Nachrichten über Hain im Riesengebirge reichen kaum über den Dreißigjährigen Krieg hinaus. Und doch hat der Ort eine weit frühere Bedeutung gehabt, wie man aus der vergleichenden Kulturgeschichte und Flurnamenforschung ersehen kann. Danach hat er seine größte Rolle in der Vorgeschichte, in vorchristlicher Zeit gespielt, als Vandalen und Silingen noch die Gegend bewohnten und nach der Völkerwanderung noch beträchtliche Teile germanischer Völkerschaften, besonders im Gebirge, sitzen blieben.

Steigt man in Ober-Giersdorf aus der Hirschberger Talbahn, so ist man im „Himmelreich", ein Flurname, der sehr oft in Schlesien und im übrigen Deutschland vorkommt. (In Schlesien lebt der Name in besonderer Weise vielleicht noch als Nationalspeise weiter.) Solche Himmelreiche sind Festspielwiesen der Pfingstzeit in der Vor- und Frühgeschichte gewesen, und als solche sind sie oft noch bis heute in Benutzung. Im „Himmelreich" finden noch in vielen deutschen Ortschaften die Pfingstschützenfeste statt, wenn nicht das Schützenhaus selbst sogar an diesen Platz gebaut ist wie in Bunzlau. Gleichbedeutend mit Himmelreich ist „Paradies" und „Rosengarten", beide in Schlesien wie auch anderwärts oft vertreten.

Der Tag, an dem die Festspiele begannen und der männliche Teil der Bevölkerung zum Festplatz hinauszog, war Himmelfahrt, ein Donarfeiertag zehn Tage vor Pfingsten. (Daher heute noch die Herrenpartien.) In mannigfaltiger Form wurden hier Wettkämpfe aller Art veranstaltet. Bei diesen Wettkämpfen zeigten erst die Jungmänner, danach die älteren Leute ihre Kunst: im Speerwerfen und Bogenschießen, im Wettreiten, Ringelstechen und im Schwertertanz, der noch im Mittelalter ein Vorrecht der Patrizier und Innungsmeister war. Diese Tänze wurden Herrentänze genannt und bildeten mit Fronleichnam, das davon seinen Namen hat, den Schluß des Pfingstfestes.

All diese Lustbarkeiten werden heute noch in Deutschland gepflegt. Verschiedentlich versammelt sich die Dorfjugend zu Pferde: es werden allerhand Reiterspiele veranstaltet, und ein Wettrennen bildet den Höhepunkt. Flurnamen wie „Rennbahn, Langebahn, Rennsteig" u. a. geben noch heute den Weg an, der gewöhnlich in der „Hölle" endete oder seinen Wendepunkt hatte. So auch hier bei Hain in der Helle bei den Baberhäusern. Die Kinder spielen noch heute im Frühling Himmel und Hölle als Erinnerung an die ältesten Zeiten. Solche Springspiele fanden auch in der Form einer Spirale als Sonnenlaufspiele statt.

Bei dieser Gelegenheit, wo die ganze Bevölkerung von weit und breit zusammenkam, fanden natürlich auch Beratungen der Männer statt. Sie versammelten sich dazu im Saal, der früher kein überdachter Raum war, sondern unter freiem Himmel lag: im benachbarten „Saalberg".

So wichtige Angelegenheiten durften natürlich nicht ohne Beisein der Götter stattfinden, und so legte man gern solche Mittelpunkte völkischen Lebens in die Nähe von Kultplätzen. Diese Kultplätze waren neben ihrer Bedeutung als Stätten der Gottesverehrung auch Pflegestätten der Wissenschaft. Als solche haben wir in Hain ein ganz besonders seltenes Denkmal, die „Mannsteine", eine Anhäufung von Felsblöcken, wie sie im Gebirge oft vorkommen. Sieht man sich diese Steine näher an, so bemerkt man zuerst die bekannte Aushöhlung an der Südseite, die einem halben Mann ähnlich sieht und den Steinen ihren Namen gegeben hat. Das ist aber nicht das einzige Kennzeichen. Die anderen Blöcke haben an ihren oberen Rändern und Kanten Balkenlager, ausgemeißelte Vertiefungen, in denen Balken gelegen haben müssen, und zwar sind es drei Balken, die eine Plattform oder ein höheres Gerüst getragen haben. Blickt man von diesen Mannsteinen über die „Mittagsteine" nach Süden, so steht um Mittag die Sonne darüber. Wir haben es also hier mit nichts weniger als einer germanischen Sternwarte zu tun, wie sie bisher mit Sicherheit nur sehr selten festgestellt worden ist.

Die großartigste Sternwarte haben wir wohl an den Externsteinen im Teutoburger Wald, wo sich seltsamerweise in einem Steinblock gleichfalls eine mannähnliche Vertiefung befindet, die in diesem Falle einen ganzen Mann darstellt.

So rundet sich aus diesen Beobachtungen ein Kulturdenkmal aus vorchristlicher Zeit, wie wir es selten in so schöner Einheit finden. Ohne Zweifel befindet sich in diesem heiligen Bezirk auch noch ein „Jungbrunnen", und es ist nicht unwahrscheinlich, daß „Rübezahls Kegelbahn" und der „Ziegensteg", an dem es bekanntlich nicht geheuer sein soll, mit in diesen Kreis gehört. Hilmar Kalliefe.

Die Bodetalsage in neuer Deutung. Eine der schönsten Harzsagen ist die vom Bodetal. Bodo verfolgt eine Jungfrau, und diese rettet sich durch einen Sprung über den Abgrund.

Bekanntlich sind in der Roßtrappe drei Löcher vorhanden, die, ebenso wie die Trappe selbst, von einem Hufeisen des Riesenpferdes dort eingedrückt sein sollen. Sagen tragen meist einen Wahrheitskern in sich.

Man nimmt heute allgemein an, daß die Sage auf uralte religiöse Vorstellungen zurückzuführen ist. Bodo ist Wodan, der einäugige Gott, dessen Auge die Sonne ist. Nach alter Ansicht kreist die Sonne um die Erde. In unserer Sage vom Bodetal ist diese Grundanschauung enthalten.

Wodan, der Göttervater, ist der Ursprüngliche, der Ase. Oben am Himmel fährt er einher. Mit seinem Sonnenauge beglückt er die Menschen. Ebenso wie der Mann in Liebe seinem Weibe folgt, so folgt der Ase der Mutter Erde, der Ise. Ase und Ise sind ein Paar: Ase der Gott und Ise die Göttin. Wenn Bodo als Wodan zu deuten ist, dann muß die Jungfrau der Roßtrappesage die Ise sein[1]).

Wenn wir uns die Roßtrappe ansehen, so fallen uns die Löcher auf, die innerhalb der Trappe tief eingehauen sind. Diese Löcher dienten einem ganz besonderen Zweck. Das wird uns sofort klar, wenn wir mit dem Kompaß die Stellung der Löcher zueinander bestimmen. Eine Linie, durch die zwei Löcher im hinteren Teil der Trappe gelegt, ergibt die Nordostrichtung. Diese Linie, verlängert gedacht, zeigt auf die Stelle am Horizont, wo am Tage der Sommersonnenwende die Sonne aufgeht.

Diese Orientierungslinie in der Roßtrappe hat noch eine Fortsetzung in einem radähnlichen Zeichen, das 11 m nordöstlich von der Trappe in den Felsen geritzt ist. Die Speichen dieses Rades sind ebenfalls Orientierungslinien. Eine davon ist die Fortsetzung der Nordostlinie der Roßtrappe. Legt man eine Schnur über die genannte Radspeiche und verlängert sie bis zur Roßtrappe, so trifft man genau die zwei Löcher in der Trappe. Unbeabsichtigt könnte sein, daß die Verbindungslinie zwischen den beiden Löchern im südlichen Teil der Roßtrappe nach Nordosten zeigt. Auch die Speiche in dem

[1]) Dr. Wilhelm Wägner und Dr. Jakob Nover, Unsere Vorzeit (Berlin 1882), S. 114: „Noch älter und weiter verbreitet war der Dienst der Isa oder Eisen in Deutschland, die der Nehalennia ganz identisch ist. . . . In anderen Gegenden wurde der Eisen zu Ehren ein Pflug oder ein Wagen herumgefahren. . . . Diese Gebräuche und Sagen beweisen den Glauben an eine mütterlich sorgende Göttin, die der Schiffahrt, dem Handel und überhaupt den Künsten des Friedens vorstand, die also nur im Namen von der Erdgöttin Nerthus verschieden war. . . . Isenstein, Isenburg am Niederrhein, Eisleben, Eisenach beziehen sich ohne Zweifel auf die alte, einheimische Gottheit." (Verf.)

Radzeichen könnte zufällig dieselbe Richtung aufweisen. Nicht zufällig aber ist die Übereinstimmung der beiden Zeichen. Diese Übereinstimmung ist da! Ohne Zweifel ist die Nordostlinie mit Hilfe dieser beiden Zeichen festgelegt.

In der Magdeburger Börde findet man Radzeichen an den Häusern, aus Backsteinen gebildet. Sie haben sechs Speichen, also genau die drei Linien wie das Rad auf dem Roßtrappefelsen. Der Chronist Beckmann berichtet im Jahre 1742: „Auf dem Kalbischen Werder in der Altmark und auch sonst findet man fast unter allen Torhäusern bei den Ackerleuten ein Pflugrad hängen, davon sie glauben, wenn das Vieh unter solchem Rade ein- und ausgehe, können weder der Teufel noch seine Handlanger, die Zauberer, ihnen Schaden zufügen."

Das Zeichen, dem eine solche Schutzkraft zugeschrieben wurde, muß das einer Gottheit gewesen sein, die zu dem Ackerbau in enger Beziehung stand. Das war die Mutter Erde, die Ise. Sie war die Schutzgöttin der friedlichen Beschäftigung, während der Göttervater und die von ihm abgeleiteten Götter den Kämpfern Schutz gewähren sollten.

Durch Tacitus wissen wir, daß ein Teil der Sueben der Isis opferte. Er nennt sie als Hauptgottheit weiblichen Geschlechts. Tacitus sagt, daß er über dieses fremden Gottesdienstes Veranlassung und Herkunft nicht recht im klaren sei. Der Isedienst war schon so alt, daß man über die Herkunft der Gebräuche keinen Aufschluß mehr geben konnte.

Sonnengott und Mutter Erde wurden zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern mit immer anderen Namen bezeichnet. Die Bezeichnung Ise scheint sehr alt zu sein. Trotzdem haben wir viele Stätten, die nach ihr benannt sind, z. B. Isenburg, Isenberg usw. Vielleicht war auch die Winzenburg auf dem Roßtrappeberg eine Isenburg. Als Vergleich könnte man die Isenburg bei Börnecke anführen, die mit der kleinen Roßtrappe auf dem Regenstein eine Einheit gebildet haben wird.

Durch die Orientierungslinien der Roßtrappe im Harz und des Radzeichens sind außer dem Punkt des Sonnenaufganges, auch der des Sonnenunterganges am Tage der Sommersonnenwende und die Mittagslinie genau bestimmt. Das Radzeichen ist eine Art Sonnenuhr für die Sonnenwende.

Der Tag der Sommersonnenwende war ein Festtag: die Hochzeit von Mutter Erde und Sonnengott. Es war die Hochzeit des Jahres und die Hochzeit der Götter. Unsere Sage erzählt uns von dem auf die Götter übertragenen alten Brauch, daß am Tage der Hochzeit sich der Mann die Frau erhaschen mußte.

Eduard Alsleben, Nienburg (Saale).

Versuch zur Erklärung des Namens Tecklenburg.

Einer unserer Freunde stellt uns folgende kurze Betrachtung zur Verfügung. Wir veröffentlichen diese Anregungen mit der Bitte und in der Erwartung, daß die Sachverständigen unter unseren Lesern selbst einmal Stellung dazu nehmen.

Die Burg Tecklenburg, deren Ruinen noch vorhanden sind, war unzweifelhaft eine der ältesten Burgen Westfalens; wir wissen aber nichts über ihre Gründung, auch nichts über Ursprung und Bedeutung des Namens. Es ist anzunehmen, daß die überaus feste Burg, wie viele andere, aus einem altgermanischen Ringwall, später durch allmählichen Aus- und Umbau in Stein entstanden ist.

Nach Rumpius soll die Burg Tecklenburg i. J. 776 bestanden haben, was an und für sich durchaus wahrscheinlich ist, aber nicht belegt werden kann. In diesem Jahre soll nach Rumpius die Burg, auch Kastell genannt, von Sachsen belagert und durch Karl den Großen nach der Schlacht an der Hase „sowohl von der Belagerung als heydnischen Abgötterey befreyt" worden sein.

Erst 1184 wird die Burg als „Tekeneborg" in einer Urkunde erwähnt, und dieser Name, auch Thekeneborg geschrieben, wurde ungefähr bis zur Reformation beibehalten. Dann verwandelte sich das n in l, und man schrieb Tekelenburg, auch Teckelenburg. Der Name änderte sich nicht nur im Laufe der Jahrhunderte mehrfach, sondern auch in gleichzeitigen Quellen trägt er oft verschiedene Formen. Es ist von Reismann-Grone, „Geschichte der Grafschaft Tecklenburg" S. 25, versucht worden, die älteste Bezeichnung Tekeneborg

in Beziehung zu bringen mit dem altgermanischen Wort Thegan = Degen, Knappe, Krieger, wobei angenommen wurde, daß Tekeneborg hervorgegangen ist aus Theganaborg oder Deganaborg, also soviel heißen würde wie Männerburg, Volksburg, Kriegsburg. Doch diese Erklärung erscheint sehr unwahrscheinlich. Demgegenüber liegt es näher, auf die noch heute in der Umgegend übliche plattdeutsche Form Tiekenborg (gesprochen Ti-ekenborg) oder auch Tiäkenborg für Tecklenburg zurückzugehen, wobei die einen den Ton auf die erste Silbe legen, die anderen auf die letzte.

In dieser Wortform kann man das altgermanische Wort „Ti" vermuten, das in der Umgegend Tecklenburgs mehrfach in der Ortsbezeichnung „Am Ti" vorkommt. Am Ti wurde das Thing abgehalten, also wurde mit Ti der Dingplatz bezeichnet, wo die Verhandlungen stattfanden, wo auch der Dingbaum stand, an dem die Bekanntmachungen angeschlagen wurden. Ti bedeutet also Sammelplatz oder auch Rastplatz. Turnvater Jahn hat das Wort Ti als Bezeichnung für seine Turnplätze aus der alten Sprache übernommen, aber es hat sich nicht eingebürgert.

Die zweite und dritte Silbe in Ti-ekenborg könnte aus dem plattdeutschen Wort Eken = Eichen gebildet sein, aus dem die Sprechweise Tiäkenborg sich zwanglos durch Umlaut infolge der westfälischen Mundfaulheit erklären ließe.

Demnach würde also die i. J. 1184 zuerst aufgetauchte Schreibweise Tekeneborg gleichbedeutend sein mit Ti-ekenborg, was soviel heißen würde wie „Versammlungsplatz Eichenburg".

E. R., Tecklenburg.

*

Einzeln vorkommende Ortsnamen immer richtig zu deuten, hat seine großen Schwierigkeiten.

Bei der Deutung Thi-Eken-Burg habe ich das Bedenken, daß die Wortbildung etwas schwerfällig ist. Degen-Burg würde eine Entsprechung in dem Namen Degenfeld (bei Würzburg?) haben, aber das T. ist anstößig. Wir haben nun auch die Thekenberge mit dem „Gläsernen Mönch" bei Halberstadt. Das einfachste wäre wohl die Deutung „Zeichenberg", also ein Berg, von dem aus Zeichen gegeben werden. Sachlich ist diese Deutung gewiß möglich, und sprachlich hat sie wohl auch keine Bedenken. Ob der Name Thekenburg bei Halberstadt allerdings alten Herkommens ist, weiß ich nicht. Man kann sich irren, wenn man keine genaue Ortskenntnis besitzt. Die Spiegelsberge bei Halberstadt leiten ihren Namen z. B. von einem Herrn Spiegel von Peckelsheim her.

Pr.

Kleine Beiträge.

Zur Pferdezucht bei den Germanen.

Quellen aus der Bekehrungszeit berichten über eine sehr verbreitete Pferdezucht in Schweden und Norwegen. „War der Hengst von besonders gutem Blute, so hielt man die Gestüte von anderen Pferden möglichst getrennt." (Nach Paul, Grundriß der germanischen Philologie, III, 456.)

Auch die Slaven hielten bei ihren Haupttempeln zu Rhetra, Arkona, Stettin geweihte Rosse. Das heute noch bestehende Gestüt Dierhagen (Tierhain) in Mecklenburg soll nach Jähns bis in diese fernen Jahrhunderte zurückgehen und noch Spuren eines Tempelwalles zeigen. Ähnliches wird von Schwerin berichtet; auch Stuttgart würde dann der Stutengarten, das Gestüt jener Alemannen sein, die als „mirifice ex equo pugnantes" von Aurelius Victor in die Geschichte eingeführt wurden. — Und die das heilige Pferdeopfermahl mit besonderer Zähigkeit festhielten, jenes Opfermahl, das die Bekehrer mit fanatischem Eifer auszurotten suchten. In Island lautete einer ihrer Sätze: „Das ist die größte Christentumsverletzung von getauften Leuten, Pferdefleisch zu essen." Und hierher datiert unsere ererbte Abneigung gegen Pferdefleisch! In alemannischem Gebiet zeichnete A. Birlinger (Volkst. aus Schwaben, I, 1) im vorigen Jahrhundert folgende Erzählung auf: „Vor Zeiten hausten im Heiligentale zwischen Tuttlingen an der Donau und dem Wittloh zwei Zauberinnen, die hatten weiße Schimmel und beteten zu den Götzen. Als einmal eine schwere Seuche ausgebrochen war, die Mensch und Tier dahinraffte, kamen die Leute zu den Zauberinnen und baten um Hilfe. Diese versprachen zu helfen unter der Bedingung, daß man wieder zu den alten Heidengöttern bete. Das taten die Leute, knieten vor den Schimmeln nieder und beteten sie an. Darauf sei die Seuche erloschen."

In der Schweiz findet sich nach Grimm bei mancher Kirche noch eine Stiftung für Tempelrosse mit eigenen, steuerfreien Wiesen. Und zu Windbergen in Bayern erwähnt Sepp einen Hain des Kriegsgottes, worin 20—30 Fohlen weideten.

Folgten wir im Vorstehenden im wesentlichen der Zusammenstellung bei Alex. v. Peez (Erlebtes — Erwandertes, Wien 1899, II, 69 ff.), so ließe sich bei einiger Mühe zu diesen Tatsachen und Vermutungen noch manches hinzufügen, das weiter erhärten würde, daß die Germanen eine hochstehende Pferdezucht und zwar zu sakralen Zwecken hatten.

Nun aber halte man dazu folgenden Satz, der lediglich jenem verheerenden Dogma des „Ex-Oriente-Lux" entsprungen ist: „Einen gewaltigen Aufschwung nahm die deutsche Pferdezucht durch Karl den Großen, der von Harun al Raschid prächtige arabische Rosse erhielt und Mustergestüte errichtete." (O. Keller, Die antike Tierwelt, L. 1909, I, 233.) O. H.

Astara — Stern.

Durch W. Teudt ist das Gut Oesterholz als „Sternhof" und germanische Pflegestätte der Astronomie erkannt. Der Hof heißt nach Ostara; weitere Flurnamen der Gegend weisen auf diese germanische Frühlings- und Liebesgöttin. Es muß zugleich dort ein Heiligtum der Ostara gewesen sein.

In diesem Zusammenhang erhält nun eine Etymologie Wichtigkeit, die Günther Ipsen vortrug (Indogerm. Forschungen, Bd. 41, 1923). Im Anschluß an eine dahingehende Vermutung Zimmerns möchte Ipsen das indogerm. Wort „Stern" (*ast-r-, st-r-; ahd. sterno, sterro; ndl. sterre, star; ags. steorra; air. sterr; gr. ástrŏn, astḗr; lat. stella [*sterla]; aind.-aw. star-) aus dem Akkadischen ištar (*astar-) „Venus" ableiten. Tatsächlich ist an der Zusammengehörigkeit der Worte kaum zu zweifeln. Es bietet auch keine Schwierigkeiten, den Namen der Liebesgöttin mit dem des Sterns zusammenzubringen; man denke an das lat. desiderium „Sehnsucht", eigentlich „das von den Sternen Herbeigewünschte". Aber die Herleitung des Wortes aus dem Orient ist unmöglich und von Ipsen in keiner Weise einleuchtend gemacht. Daß die Sippe „ohne Anknüpfung im indogerm. Wortschatz" ist, beweist nicht die Herkunft aus einer anderen Sprache; vielmehr sind eine Reihe gerade der ältesten germanischen Wörter etymologisch völlig undurchsichtig. Sollten ferner die Indogermanen kein eigenes Wort für „Stern" gehabt haben? Als Grund der Herleitung bleibt letzten Endes auch hier wieder nur das Dogma des „Ex oriente Lux". Man höre nur den einen Satz (S. 180): „Der bestirnte Himmel über uns: Das ist die metaphysische Entdeckung Mesopotamiens. Was Wunder, daß sie in vorgeschichtlicher Zeit auch zu den Indogermanen wanderte?" —

Völlig übersehen aber hat Ipsen die germanische Frühlings- und Liebesgöttin Ostera, deren Name auf *Astara zurückzuführen ist. Ihr heiliges Tier ist die Taube, die uns in Syrien als Tier der Astarte (*Astar-) begegnet. Will man nun die Identität von Ostara (*Astar-) — Astarte (*astar-) — Istar (*astar) leugnen? Es bleibt nur die Möglichkeit, daß Astara mit den nordischen Völkern nach dem Orient kam, und zwar werden es die nordischen Amurri gewesen sein, die sie dort hinbrachten. Als ursprünglich amurritisch kennen wir heute auch Dagon und Jau (Jahu, Jahwe) wie auch den Messias-(Christos-)Kultmythos, d. h. den Gott-König-, Gott-Mensch-Mythos. (Die Salbung mit Öl entstammt dem amurritischen Sonnenkult.) —

Uns ergibt sich also, daß der Name der Liebesgöttin Astar- identisch ist mit dem Wort „Stern" (*astar-). Das ist eine schöne, nachträgliche Bestätigung der Oesterholzthese Teudts.

Otto Huth.

Verantwortlich für den Textteil: Studiendirektor Dr. Paul Gerhardt Beyer und Schriftleiter Walther Hieke, Bad Oeynhausen; für den Anzeigenteil: Karl Klußmann, Bielefeld. Alle Zuschriften, die die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" betreffen, auch Bestellungen auf „Germanien" an den ersten Vorsitzenden: Oberstlt. a. D. Platz, Detmold, Bandelstraße 7. Alle redaktionellen Zuschriften an die Schriftleitung: Bad Oeynhausen, Hindenburgstraße 22, oder an Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstraße 11. — Zahlungen des Bezugsgeldes und des Mitgliedsbeitrages nur auf das Postscheckkonto: Oberstlt. a. D. Platz, Detmold, Bandelstraße 7, Postscheckamt Hannover 65 278; Druck und Versand: Westf. Buch- und Kunstdruckerei Gustav Thomas, Bielefeld, Bünder Straße 32.

Mitteilungen.

Lehrstand der Nordgermanen. Das Maiheft der „Nordischen Stimmen" (Herausgeber Dr. B. Kummer) enthält einen Aufsatz aus der Feder Edmund Webers über den Lehrstand der Nordgermanen. Da die Arbeit die Abhandlung in „Germanien" abrundet, sei auf sie hingewiesen.

Zu dem Aufsatz von E. Weber: „Vom Lehrstand der Germanen", 4. Folge, 1. Heft, S. 16, bringen wir nachfolgenden wichtigen Zusatz:

Daß diese Gedankengänge festen Boden unter den Füßen haben, lehrt ein Blick in W. Braunes Althochdeutsches Lesebuch, in den Heliand und in Älfrics Homilien. Bei Braune finden wir jungiro = Diener und Schüler, jungerscipi = Jüngerschaft, lêra = Lehre, lêrari = Lehrer, lâchi = Arzt und lâchanarra = Ärztin. Im Heliand entsprechen diesen Wörtern jungaro = Jünger, Schüler, jungardôm = Jüngerschaft, jungar-skepi = Jüngerschaft, lêreo = Lehre und lêriand = Lehrer. Besonders aufschlußreich aber ist Älfric, der um 900 schrieb. Er legte Wert darauf, seine Predigten recht gemeinverständlich und volkstümlich abzufassen; dazu wären von ihm etwa neu geprägte Wortbildungen aber wenig geeignet gewesen. Bei ihm hat Johannes âerend-racan = Botschafterzähler und Jesus hat leorningcnihtas = Lernjünglinge. Im Altenglischen leorningcnihtas ist uns also ein altsächsischer Ausdruck für lernbeflissene junge Leute erhalten, der ebenso wie das Wort „Jünger" auf dem Altersunterschied zwischen den Lehrern und den Lehrlingen beruht.

Tanfana. Die von Wilhelm Teudt aufgeworfene Frage nach dem wahren Sinn des Wortes Tanfana findet eine Beantwortung in einer Arbeit Edmund Webers, die im Laufe des Jahres als Mißzelle im Anzeiger für die Zeitschrift für deutsches Altertum erscheinen wird. Es ist Weber gelungen, den germanischen Wortstamm nachzuweisen, der in Tanfana steckt und den man bisher vergeblich gesucht hat.